



**Bauernfrau**  
Groß Talschen, Kreis Teubitz

Aufn.: Hans Semm

**Schlesische Monatshefte ✠ Scheiding 1935**

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Bachlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 9

---

## Inhalt des Septemberheftes:

Erich Otto Junk: Sommertag im Steinbruch / Gedicht

W. Meisel: Ostgrenzland an der Bartsch

Ernst Günther Bleisch: Deutsche Landschaft / Gedicht

Dr. Walter Kumpf: Dichtung und Landschaft

Gustav Kunick: Die Rieserheide und ihre Menschen

Anny Mayer-Knoop: Die Legende vom Nadelwald

Anny Mayer-Knoop: Lied vom Leben / Gedicht

Dr. Hermann Ouvrier: Die Verbreitung der mittelalterlichen Kirchenheiligen in Schlesien und ihre Beziehungen zu Brauchtum und Siedlungsgeschichte

Karl Klings: Der Summer stirbt / Gedicht

Prof. Dr. Paul Knötel †: Verschollene Gemälde Dürers aus schlesischem Besitz

Erich Emmerling: Zwei neue Geschichten vom Alten Fritz

Hermann Lüderitz: Der große Sinn

Dr. Schulz: Ein Fluß schafft sich ein neues Bett

Fritz Wiedermann: Schlesiens ältester Wasserturm

Ernst Rinner: Einsame Rieser / Gedicht

NS-Kulturgemeinde

Verschiedenes / Schrifttum

---

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

---

12. Jahrgang

September 1935

Nummer 9

---

## *Sommertag im Steinbruch*

*Die Sonne brennt.*

*Die graue Steinwand sprüht.*

*Wohl Euch, die ihr das Werk nicht kennt. —*

*In meiner Hand der Hammer glüht.*

*Die Bohrmaschine summt und klirrt*

*am Stein, der schmerzlich ächzt.*

*Ein Brummer, der mein Haupt umschwirrt*

*und so wie ich nach Wasser lechzt.*

*Nach Wasser, ja! Mein Blut versiegt.*

*Der letzte Tümpel ist verdorrt.*

*Und doch: Mein schwerer Hammer fliegt*

*Und wie von selber fort und fort.*

*Erich Otto Funk*

## Ostgrenzland an der Bartsch

Von W. Meißel

Wie alle unsere an das heutige Polen grenzenden Gebiete, hat auch die Bartschniederung ihr Hinterland, den ehemaligen Großabnehmer, verloren. Uralte Handelsstraßen, Verbindungsstraßen zwischen den Posener und schlesischen Städten, Wege zur Bodenbestellung und Forstbewirtschaftung sind zerschnitten worden. Freundschaft und Verwandtschaft zu unseren Blutsbrüdern jenseits der Grenze steht unter polnischer Kontrolle. Der Bodenertrag ist kärglich, denn in der Niederung haben Jahrhunderte hindurch verheerende Hochwässer das Umland der Flüsse ausgelaugt; auf den Höhen ist der Boden sandig. Absatzschwierigkeiten für die Bodenprodukte und Fische haben die Lage wesentlich verschärft. Erst die letzten Maßnahmen unserer Regierung brachten Milderung der Not, die der seit Jahrzehnten zu beobachtenden Abwanderung von der Ostgrenze Einhalt gebieten wird.

Haupterwerbsquelle des Landes in seinem östlichen Teil ist die Fischzucht in den Teichen von Brustame, Kraschnitz, Militisch, Sulau und Trachenberg, dem größten künstlich angelegten Fischzuchtgebiet Deutschlands. Die ersten Anlagen reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. In systematischer, sorgfältiger Pflege werden Karpfen und Schleien bis zum vollen Wachstum gezüchtet und nach dem Abfischen, das alljährlich im Oktober und November stattfindet, nach Tausenden von Zentnern in Sonderzügen durch ganz Deutschland bis auf die Ozeandampfer und nach Süddeutschland verschickt. Der ausgedehnteste See ist der Grabofnitzeteich bei Militisch. Ein Besuch der Seen vermittelt gleichzeitig ein Bild von der außerordentlich mannigfaltigen Vogelwelt des Landes. Segen 180 verschiedene Vogelarten haben hier und in dem Naturschutzgebiet der Luge bei Nesigode ihre Nistplätze und Einfallstriche während der Vogelflugzeiten. Im Laufe der Jahrhunderte sind die künstlich aufgeschütteten Dämme so gründlich mit dem Umland verwachsen, daß sie heute mit ihrem prächtigen Baumbestand und den angrenzenden Sumpfwäldern und Seen ein einheitliches, urwüchsiges Ganzes bilden, wie überhaupt die gesamte Natur der Bartschniederung in den vielen jahrhundertalten Bäumen, meist Eichen, der Luge, der urwaldartigen Grawitz-Insel bei Rützen und den sperrigen und kugligen Wacholderbüschen stolze Ursprünglichkeit zeigt.

Augenfällig heben sich aussichtsreiche Hügelzüge bei Wirschkowitz, Steffitz, Postel und Herrnsstadt als End- und Grundmoränen gegen das tiefliegende Urstromtal ab. Die ganze Bodenformation verdankt den Gletschern der Eiszeit ihre Gestaltung, sowohl das von Schmelzwassern ausgewaschene Bartschtal wie die Sandrücken der genannten Höhen. Auf den Bahler Höhen bei Herrnsstadt fand man in Gestalt von bearbeiteten Hirschgeweihen Zeugen steinzeitlicher Besiedlung, die durch weitere Ausgrabungen und Funde aus allen Siedlungsepochen ergänzt worden sind. So hat man bei Königsbruch ein

wandalisches Reitergrab mit kostbarer Ausrüstung aufgedeckt, bei Karmine ein Depot von Schmucksachen und bei Perschnitz Armringe und Rultrwägeln aus der Zeit um 800 v. Chr., um nur die bedeutendsten zu nennen. Gerade im Grenzlande sind diese Funde von größtem Wert, denn sie beweisen, daß es von 500 v. Chr. bis 600 n. Chr. von Germanen bewohnt war. Wir haben es also bei der Bartschniederung mit einem urdeutschen, seit jeher besetzten Grenzland gegen das Slawentum zu tun. Auch die zerbrochenen Ringwälle reichen, nach wissenschaftlichen Grabungen, fast durchweg in germanische Zeiten zurück, und wo die Slawen Kastellaneien errichteten — Rützen, Sandewalde —, mußten diese den neuen, an lebensfähigeren Stellen gegründeten und besser organisierten deutschen Städten — Herrnsstadt, Suhrau — weichen. Ihre alte Bedeutung als Grenzburgen und wehrhafter Schutz der Übergänge über das Sumpfsgebiet (Bartsch ist Sumpffluß!) behielten Militisch, Trachenberg und Herrnsstadt. Sie alle haben ihren Anteil an der gesamt-schlesischen, ja deutschen und europäischen Geschichte, vor allem Militisch, einst Brückenfestung der Handelsstraße Breslau—Thorn. Seine Bedeutung erhellt wohl am besten aus dem Streit des Königs Johann von Böhmen mit dem Breslauer Bischof Ranker, dem damaligen Herrn von Militisch, im Jahre 1337, der zur Vertreibung des Bischofs nach Neisse und der Breslauer Geistlichen und Mönche aus der Stadt und zum Bann gegen den König und seine Ratgeber führte. Sehenswert ist der Fachwerkbau der Gnadenkirche, vor der das Denkmal für den Kampflieger von Richthofen, ehemals Militischer Ulan, steht. An die Zeit der Befreiungskriege 1813/15 erinnert das Siegestor am Schloß. Auch die Schloßruine im Park, das Stammschloß der Freiherren von Kurzbach, erzählt von einem wechselvollen Schicksal. In ihr errichtete der erste Graf Malzhan, der sich längere Zeit in England aufgehalten und dort das Aufkommen der Maschine erlebt hatte, im Jahre 1797 eine Weberei und Spinnerei, eine der ersten schlesischen Fabrikanlagen. Ergänzungsbetriebe sollten Militisch den Charakter einer Industriestadt geben, doch wegen der Verkehrsferne verfiel das Unternehmen. Auch sein Versuch, aus Militisch einen Kurort zu machen, scheiterte. Dagegen blieb der von ihm angelegte herrliche Park, seinerzeit der erste englische Garten in Schlesien, bestehen. Von dem Genannten und seinen Nachfolgern wurden außerdem Urkunden niedergelegt, die wichtige Dokumente für die echt deutsche Art und Unternehmungslust und für das Organisationstalent der Standesherrn und Untertanen darstellten.

Während Sulau mit einem ebenfalls schönen Park an historischen Erinnerungen bescheidener ist, stellt Trachenberg in seinem Schloß — der Mittelteil von Paghans erbaut — ein historisches Denkmal von europäischer Bedeutung. Hier wurden 1813 die Aufmarschpläne gegen Napoleon von den Verbündeten unterschrieben. Neben dem Schloß steht die einstige Wasserburg Maria Treuenburg, ein wuchtiger Bau, der uns, ebenso wie die Stauensäule am Ring, in die harten Zeiten des Mittelalters zurückversetzt, als Trachenberg noch den Grafen Schaffgotsch im Riesengebirge gehörte und ihnen nach der Enthauptung des Hans Ulrich Schaffgotsch auf dem Reichstag zu Regensburg

abgenommen wurde. Eine enge Verbundenheit mit der Stadtgeschichte Trachenbergs verrät Prausnitz durch die künstlerisch hochwertige Tumba eines Hatzfelders, der als kaiserlicher Feldherr während des Dreißigjährigen Krieges in hohem Ansehen stand. Dabei sei das laubenumterbaute Renaissance-Rathaus von Prausnitz als sehenswert erwähnt.

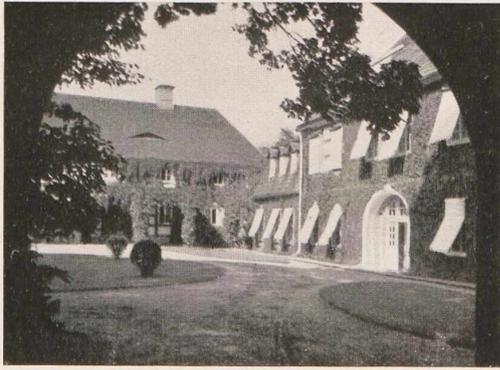
Herrnstadt hat seine Aufgabe als Brückenfestung allezeit getreulich erfüllt und wartet mit zwei künstlerisch einwandfreien Krieger-Ehrenmälern auf, wie sie heute leider selten sind. Ein feines Bild geben die Fachwerkbauten an der evangelischen Kirche ab.

Die dörflichen Siedlungen zeigen oft noch, die Bodenerzeugnisse des Landes ausnutzend, schilfgedeckte Lehmbauten; auf dem Dachfirst, oft auch auf einer gestützten Pappel oder Weide, ein Storchnest; im Garten oder Hof einen Brunnen mit himmelragendem Pumpenschwengel; an der Straße kleine Backhäuser. So entstehen überall höchst malerische Dorfbilder. Eine besondere Eigenart zeigen die Siedlungen Wilhelmsbruch, Königsbruch, Bartschdorf und Herrndorf, die von Friedrich dem Großen angelegt und mit Danzigern, Westpreußen und Pfälzern besetzt wurden. Genau ausgerichtet liegen die Gehöfte, mit genauem Abstand voneinander, in vorgeschriebener Größe an Schnurgerader Straße: echt fränkisch. Das ganze Land war bis zur Urbarmachung und Besiedlung wildes Sumpfgebiet. Auch die Bartschdämme gehen auf den großen König, zum Teil bereits auf den Großen Kurfürsten zurück. Gegenwärtig wird durch die Bartschregulierung der seit Jahrhunderten angestrebte Schutz gegen die alljährlichen verheerenden Hochwasser endgültig durchgeführt. Der Freiwillige Arbeitsdienst vertieft das Flußbett, erhöht und verbreitert die Dämme und legt Flußbiegungen gerade. Das Versanden der Mündung ist durch Steinbuhnen verhindert worden.

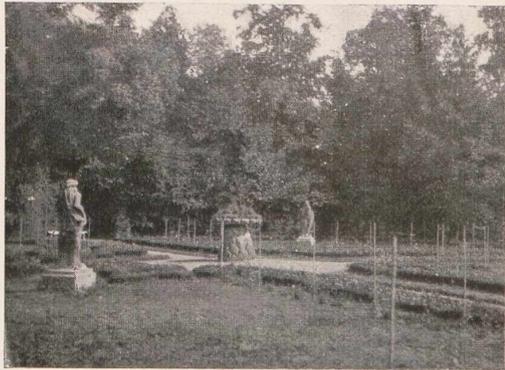
Das schon oft genannte Rützen bildet mit dem Schloß und den Terrassen der Grafen Carmer, dem Steilufer, der fast zwanzig Meter tief abfallenden Suhrauer Hochfläche und der prachtvollen Umgebung einen der schönsten Teile des ganzen Bartschlandes. Ebenso hinterläßt das hohe Ufer an der Mündung mit dem weiten Blick über die vereinten Flüsse Oder und Bartsch einen tiefen Eindruck von der Schönheit unseres Grenzlandes.

Von dem Waldreichtum der Niederung zeugten ursprünglich, wie in Oberschlesien, viele Schrotholzkirchen. Nur Strebitzko bei Freyhan und weiter südlich in der Festenberger Gegend Maliers, Schönwald und die St.-Markus-kirche bei Groß Wartenberg sind erhalten geblieben. Dagegen zeigen Freyhan mit der Barockkirche der Fürstin Sapieha, Sulau mit dem Fachwerkrundbau, Korzenz (barock), Tschilesen, Groß Osten (feines gotisches Tor) und Schwusen mit einer großen Kirchenruine sowie die Württemberger Siedlung Wirschkowitz in dem klassisch schönen Bethaus sehenswerte Sotteshäuser mit guter Kunst. Militsch war bereits oben erwähnt.

Auffallend ist der braune Raseneisenstein, aus dem hier und da Häuser erbaut sind. Ihm verdankte einst eine ausgedehnte Eisengewinnung in Pochhämmern



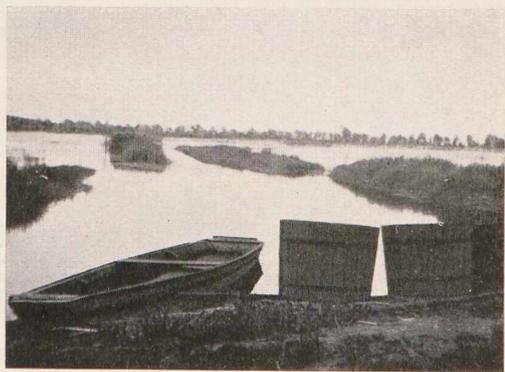
Schloß Wierschtowitz bei Militsch



Schloßpark von Wierschtowitz



Schwarzwaldeich bei Kraschnitz



Militsch-Trachenberger Fischseen

Am Grabofnizeiteich



Schloß Militsch



Schloß Trachenberg



Bauernhaus in Lauskowe, Kreis Militsch

ihr Dasein, von der heute nur noch die vielen Ortsnamen auf „Hammer“ übriggeblieben sind. Groß ist der Wildreichtum des Landes. Tatsächlich zählen die Bartschniederung und die angrenzenden großen Wälder zu den wildreichsten Gebieten Deutschlands.

Wer das Gebiet in all seiner Mannigfaltigkeit und Schönheit kennt, wird es bald aufgeben müssen, erschöpfend darüber zu berichten. Am feinsten ist unser Landsmann an der Grenze selbst mit seiner behäbigen plattdeutschen Mundart: treudeutsch, zäh, genügsam, urwüchsig, wie es das Grenzland erfordert. Und dankbar, wenn er für seinen besonderen Posten und seine Art Unterstützung findet, wenn man ihn besucht. So mancher hat reumütig an seine Brust geschlagen, wenn er diese Prachtmenschen kennengelernt und sich gestanden hat, daß er bisher nicht einmal von ihrem Dasein etwas gewußt hat! Der Besuch unseres Grenzlandes an der Bartsch ist gleichzeitig nationale, menschliche und — angenehme Pflicht!



## Deutsche Landschaft

Schlafverkühlt klingt auf der Fluß  
Und singt die befangenen Felder wach.  
Von Osten bricht wie Gold es durch,  
Das scheu von nahem Segen sagt.

Um die Mühlen müht sich im Mittag  
Der Wind. Der Tag hat sich geneigt.  
Schon schläfert es das Schattental.  
Stark atmet die Ebene Wälder ein.

Im Abend schwingt der Hymnus aus:  
Die Landschaft löst wie leidlos sich  
Fast ohne Laute in Linien auf.  
Zur Ruhe geht das letzte Licht.

Ernst Günther Bleisch

# Dichtung und Landschaft

Von Dr. Walter Kumpf

„Ein deutscher Dichter gehört in deutsches Land, unter deutsche Bäume und deutsche Wolken und nicht unter Palmen und ewiges Blau, nicht unter braune Javanen, sondern unter klare deutsche Menschen.“ Dieses aus tiefstem Heimweh kommende Bekenntnis des fern seinem Vaterlande und der fränkischen Muttererde in der Südsee verstorbenen Dichters Max Dauthendey gibt uns einen selten tiefen und ergreifenden Einblick in jenes heilige Geheimnis innerer Verbundenheit zwischen Mensch und Boden, Dichtung und Landschaft, das zu ergründen die Kräfte des Verstandes niemals ausreichen werden, weil es hineinführt in die Verborgenenheiten des Herzens. Wo immer uns darum Dichtung am unmittelbarsten erfasst, ist es die Stimme der Heimat und des Mutterbodens, ist es das Sagen und Ründen unseres eigensten Erlebens durch Dichtermund, dem da verliehen ist, mit Worten zu sagen, was uns zuinnerst bewegt . . .

Es haben viel Dichter gesungen  
Im schönen deutschen Land,  
Nun sind ihre Lieder verklungen,  
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber solange noch kreisen  
Die Stern' um die Erde rund,  
Thun Herzen in neuen Weisen  
Die alte Schönheit kund . . .

So hat es Joseph von Eichendorff unvergleichlich ausgesprochen, und hier spüren wir, das geistert nicht irgendwo im Raume, das ist nicht erdacht und nicht angelesen, so wenig wie wir alle anderen Regungen der Seele zwischen Schmerz und Freude, zwischen Nacht und Tag, künstlich erzwingen können. Das echte Gefühl bricht aus uns heraus wie das Wasser aus einer Quelle, und wie viel mehr steht der Dichter und Künstler im Banne solchen Erlebens, wenn es in ihm zur Wortwerdung und Verdichtung in eine höhere Sprache drängt. Das und nichts anderes meint auch Goethes bekannter Vers: „Willst den Dichter du verstehn, mußst in Dichters Lande gehn.“

Wer erlebte es nicht immer wieder bei sich selbst aufs neue, wenn er etwa Gedichte Mörikes oder Uhlands, Storms und Klaus Groths, Brentanos und E. M. Arndts liest? Wenn er tiefer hineinhört in die Musik und den Rhythmus in der Prosa eines Adalbert Stifter und Gottfried Keller und Hermann Stehr, wenn er einmal darauf achtet, wie die eine Landschaft das Volkstheater und Volksstück bevorzugt, die andere mehr zur ernstesten Dramatik neigt und wieder eine andere das musikalische Kunstwerk bevorzugt? Das alles ist uns vielfach so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir gar nicht mehr darauf achten, und doch liegt gerade hier eine Quelle der Erneuerung und ein Jungbrunn schöpferischen Volkstums von schier

unerschöpflichem Reichtum, so daß das Reichspropagandaministerium und die Reichsschrifttumskammer neuerdings in allen Landschaften und Teilen unseres deutschen Vaterlandes Ehrentage der Dichtung veranstalten, um diese enge Verbundenheit zwischen Mensch und Landschaft und Dichtung erneut ins Bewußtsein zu heben. Eben darin bekundet sich ja der besondere Reichtum deutschen Volkslebens, daß es sich nach seinen Landschaften und Stämmen in einer Mannigfaltigkeit ausdrückt und darstellt, wie nur wenige Völker, indem es sich hierbei nicht um rassistisch verschiedene, lediglich nebeneinander lebende Volkstümer handelt, sondern überall „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“, wie der Dichter singt, um deutsche Menschen und deutsche Dichtung, weil deutsches Volk, wie es der Führer in seiner Schlußansprache vor dem Parteikongreß in Nürnberg 1933 ausführte: „Und so wie es ist, lieben wir es und hängen an ihm. Im Laufe der tausendjährigen Geschichte sind uns alle seine, im einzelnen oft so verschiedenartigen Züge vertraut und teuer geworden. So groß ist diese Mannigfaltigkeit, daß wir glücklich sind über jeden Beitrag, der uns aus ihr zugute kommt. . . Solange jeder Teil dort gibt, wo er zu geben hat, wird dies mit-helfen, unserem Leben zu nützen. Wir werden daher darüber glücklich sein. Und dementsprechend ist es unsere Sorge, daß jeder Teil auch das in seine Obhut nimmt, was er zu unserem gemeinsamen Lebensgute beigetragen hat. . . Wir hängen aber an unserem Volke, so wie es ist, und lieben es in seiner inneren Vielgestaltigkeit und seinem damit bedingten äußeren Reichtum des kulturellen Lebens. . .“ Soweit der Führer! Diesen Reichtum aber zu ver-walten, ihn in „Obhut“ zu nehmen, ist heilige Verpflichtung der deutschen Stämme und Landschaften, deren dichterische und literarische Beisteuer im Laufe tausendjährigen Geschehens uns Josef Nadler, der derzeitige Wiener Ordinarius für Literaturgeschichte, in seiner monumentalen „L i t e r a t u r g e s c h i c h t e d e r d e u t s c h e n S t ä m m e u n d L a n d - s c h a f t e n“ erschlossen hat.

Wie aber, fragen wir, gestaltet sich unter solchem Gesichtspunkte das Bild der deutschen Literatur? „Erkennt man an, daß nationale Literaturen nicht ein Internationales sind, lediglich differenziert durch verschiedenen sprachlichen Ausdruck, so muß man nach der ganzen Vergangenheit unseres Volkes den Begriff der Stammesliteratur anerkennen“, heißt es in der Vorrede zum ersten Bande des großen Werkes aus dem Jahre 1914. Das besagt, wir dürfen uns nicht mehr damit begnügen, von Generation zu Generation nur immer die Geschichte literarischer Höchstleistungen, vorzüglich solche klassischen Gepräges, weiterzugeben, unbekümmert um die „Wurzel Volk“, wie es Adolf Hitler einmal nannte, „als Nährboden, als Materielles, als Trägerin eines ganz bestimmten Menschenschlages, von der aus beidem, aus Blut und Erde, das Feinste, das Geistigste wie aus goldenen Dämpfen aufsteigt“ (Nadler). Das heißt, nicht mehr Literaturgeschichte nach langweiligen Lebensdaten und ausgeklügelten Inhaltsangaben, das heißt vielmehr, die Geschichte des deutschen Geistes aufrollen vom „S t a m m h a f t e n G e f ü g e d e s d e u t s c h e n V o l k e s“ her, wie bezeichnenderweise

Nadlers neuestes Buch sich betitelt, also von seinen vielfältigen Zuströmen her und den sie jeweils erfüllenden, weil im Raume ihres Volkstums und ihrer Landschaft aus Vater- und Muttererbe wurzelnden Menschen.

So betrachtet, erschließt sich uns nach Nadler das Werden des deutschen Volkes und sein Wachsen zur politischen Einheit des Reiches in diesem Ablauf: „Drei große räumliche Entwicklungszüge bewegen die Ausbildung des deutschen Schrifttums. Der eine am Rhein, in den Ländern der Franken und Alemannen, auf altrömischem Kulturboden, bei den Trägern des alten Deutschen Reiches; der Sinn dieses Zuges ist die *Aneignung* des antiken Literaturerbes von Karl dem Großen bis zu den Klassizisten. Der andere Zug an der Donau, in den Ländern des bayrischen Volkes, auf altem römischem Kulturboden, bei den Trägern des neuen Ostreiches; der Sinn dieses Zuges ist die *Umbildung* des antiken Literaturerbes und sein Verschmelzen mit volkstümlichen Elementen bis zum Theater des 19. Jahrhunderts. Der dritte Zug zwischen Elbe und Weichsel, auf altem slawischem Siedelboden, bei den Trägern des neuen Deutschen Reiches; der Sinn dieses Zuges ist die *Aneignung* des *altdutschen* Literaturerbes für diese neudeutschen Kolonistenvölker bis zur Romantik“ (Nadler, Jena 1914). Das also ist der doppelte Aufbruch der *Altstämme* und der *Auflämme*, wie Nadler sie nennt, der Mutter- und Töchtervölker in Auseinandersetzung mit dem Römertum im Westen und Süden, mit dem Slawentum im Osten. Die Begegnungen und Bewegungen aber lassen im Verhältnis der Wandervölker zu den unterworfenen Wirtsvölkern, der Ankömmlinge zu den Eingewohnten, das ganze Problem einer deutschen Renaissance in völlig neuem Lichte erscheinen. Da seit Jakob Burckhardts großem Werke über die „Kultur der Renaissance in Italien“ auch die Geschichte der deutschen Kultur beinahe nur noch unter dem humanistischen Geisteswinkel gesehen wurde, glaubt Nadler gerade hier mit Entschiedenheit auf die völlige Ungleichartigkeit im Verlaufe der romanischen und germanischen Geistesgeschichte hinweisen zu müssen. Bei der *italienischen Renaissance* handelte es sich um die *Wiederaufnahme* uralten Kulturbesitzes des *italienischen* Volkes, während die *Deutschen* eigentlich seit dem Zusammentreffen der Germanen mit den romanischen Völkern des Südens und Westens eine dauernde bis in die Zeit des deutschen Klassizismus reichende Renaissance erleben. Sie kehrten ja nicht, wie jene Italiener des 15. Jahrhunderts, aus Überkultur zum Ursprünglichen zurück, sondern gerade umgekehrt strebten die Deutschen aus ihrer Ursprünglichkeit zur Kultur hin, deren sie sich in einem jahrhundertelangen Prozeß im Vollzuge einer *Informatio*, d. h. einer Einverleibung bemächtigten.

Das geschah zunächst bei den Stämmen des Westens, den Franken vor allem und im südwestlichen Raume. Demgegenüber blieb indessen lange Zeit die ganze Frage der *Ostkultur* beinahe völlig unbeachtet, während doch gerade in dem Ostraum die eigentliche deutsche Renaissance im Sinne einer Wiedergeburt verwirklicht wurde, nämlich einer *Wiedergeburt* aus dem Geiste des *Deutschtums* und nicht einer *miß-*

verstandenen Antike. Hier mußte also gegenüber dem römisch beeinflussten Mutterlande etwas völlig Neues und als solches ganz Unklassisches und Unantikes geschaffen werden, indem das Volk eine nationale Erneuerung seiner eigenen Vergangenheit anstrebte. Hier nun war der Ansatzpunkt für eine Wiederaufnahme der beiden großen ursprunghaft deutschen Bewegungen der Mystik und des Pietismus, „den nationalen geistigen Bewegungen, wie Nadler sagt, die die Deutschen niemals hatten“. Die Mystik und der Pietismus, das sind die beiden Quellen einer deutschen Erneuerung aus ostdeutschem Boden und die „Romantik“ ist der Abschluß dieser „süddeutschen Restauration“. Sie tritt somit entwicklungs-geschichtlich als dritter, durchaus selbständiger Vorgang neben den am Rhein seit dem 8. Jahrhundert und den italienischen seit dem 13. Jahrhundert. So etwa zeigt sich uns in Nadlers Sicht das Gefüge deutscher Geistesgeschichte, und unter Zugrundelegung dieser Gedankengänge müssen wir naturgemäß verzichten auf die üblichen Einteilungen nach: ältere Zeit, Mittelalter, Neuzeit, oder nach Stilperioden wie Gotik, Barock, Klassik, Romantik u. a., indem wir ausgehen von dem völkischen Geschehen. Dann ergibt sich zunächst der zwiefache Ansatz 1. der Altdeutschen Stämme von 800 bis 1740; 2. der Sachsen und das Neusiedelland von 800 bis 1786, auf denen sich dann 3. der deutsche Geist 1740 bis 1813 und 4. der deutsche Staat von 1840 bis 1914 aufbaut.

Diese ganz neue Ordnung und Sichtung des Stoffes führte Nadler in zum Teil völlig unbekannte oder zumindest stark vernachlässigte Gebiete, vor allem des bayrisch-österreichischen Schrifttums des Ostraumes und zu Entdeckungen, wie dem eigentlich erst durch Nadler zum Begriff gewordenen „bayrischen Barock“. Denn — und dadurch erweitert und vertieft er die Betrachtung, er beschränkt sich nicht nur auf die Dichtung im engeren Sinne, sondern geht den geistigen Energien und Kräften überhaupt als jeweiligem Ausdruck des Volkstums nach, die auch in der Literatur geringerer Ordnung wie den Spielbüchern und in der Heimatdichtung bewahrt sind, ferner im geistigen Leben des Theaters, der Universtitäten und Kunstschulen, in der Pflege der Wissenschaften und künstlerischen Geselligkeit, weil sich ja eben auch darin stammhafte Eigenart oft das ihr gemäße Gefäß schuf. Nur so ist es möglich, die seelische Eigenart eines Volksstammes, wie etwa der Schlesier, so feinsinnig und treffend aufzuspüren wie in dieser Charakteristik: „Schlesische Dichtung hat vordem wie heute immer eine bestimmte innere Grundhaltung und Vorliebe für gewisse Fragen des Daseins bedeutet. In ihr lebt ein Trieb zu welterkennendem und weltverbesserndem Prophetentum. Schlesisches Seelenleben hieß immer mächtiger Ausbruch des religiösen Gedankens und Gefühls in allen seinen gegensätzlichen Möglichkeiten. Das ist die große, innere Linie des schlesischen Volkes von Kaspar Schwenkfeld, Jakob Böhme, Johannes Scheffler, Ludwig Zinzendorf, Friedrich Schleiermacher zu den Brüdern Hauptmann und Hermann Stehr. Aus diesem allgöttlichen Grundgefühl schwingt ein kosmisches Gemeinbewußtsein auf. Und in dieser Seelenhaltung wurzelt auch das Sozialgefühl der schlesischen Seele, das also von ganz anderer Herkunft ist als das Sozial-

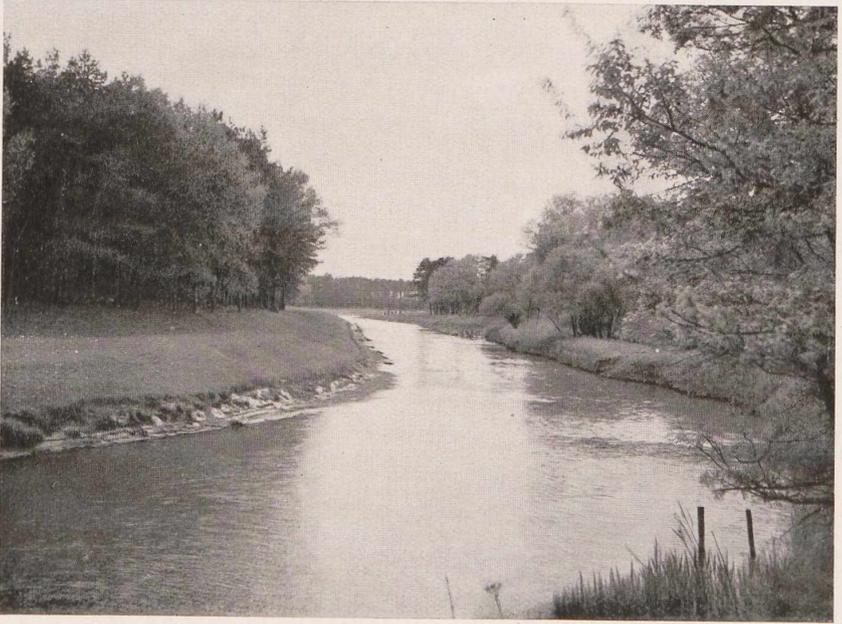
gefühl des rheinischen Industriegebietes.“ (Stammhaftes Gefüge . . . S. 130.) Worauf es einer solchen Betrachtung ankommt, das ist immer zuerst die Volksseele und ihre Verbundenheit mit dem Boden und dem Raume, in dem sie sich auswirkt, seien das nun landschaftlich-geographisch Bestimmungen wie Ostfranken, Schwaben, Donautal, Böhmerwald oder politische Territorien und Gebilde, Handelszentren oder Museenhöfe und bedeutende Städte, die wir im Mittelpunkt sehen, entscheidend ist immer, daß sich ein organisches Leben entfaltet und sich in einer notwendig bedingten Geistigkeit ausdrückt. Gerade diese also sichtbar und wirksam werdende Mannigfaltigkeit macht ja einen der wesentlichsten Bestandteile unseres Volkslebens aus.

Indessen „die Frage geht ja nicht darum, daß das deutsche Volk sich aus ungleichartigen Stammeszellen aufgebaut hat und wie weit diese Stammeszellen noch heute etwa rein und ohne organische Veränderungen weiterwirken . . . Sondern es geht um den Schlüssel zur Wesenserkenntnis des deutschen Volkes, seines leibhaften und seelischen Daseins, seiner Geschichte, seiner geistigen und staatlichen Schöpfungen, seines Wirkens unter den Völkern und seiner Zukunft.“ (St. G. S. 7.) Darum hat eine deutsche Literaturgeschichte als Volks- und Stammesgeschichte auch nicht haltzumachen an den politischen Landesgrenzen, vielmehr hat sie das Deutschtum aufzuspüren, wo immer es geistig und schöpferisch wirksam wurde, sei es als deutsche Kolonie in Petersburg und Moskau, in Paris oder Rom, vor allem in den Eidgenossenschaften und bei den Balten sowie in den geschlossenen Siedlungen der Auslandsdeutschen von den Karpathen- und Sudetenländern bis hinüber nach Amerika.

Reiner vor Nadler hat den Bogen so weit geschlagen, keiner den Gedanken des sich in weltweiten Räumen verwirklichenden deutschen Volkstums mit dieser Konsequenz für die deutsche Literatur durchgeführt und damit die innere Verbundenheit des Mutterlandes mit den Tochterländern im Süden und Osten und mit den Brüdern jenseits der Meere mit solcher inneren Notwendigkeit dargetan. So begnügt er sich nicht damit, eine nach neuen Gesichtspunkten gruppierte Chronik literarischer Denkmäler und Lebensläufe zu geben, sondern immer ist es zugleich mehr als Wissenschaft und Geschichte, als tätiger Beitrag zum Vollauf unseres Volkes im Werden, das gerade in seinen Dichtern und Künstlern sein unvergängliches Bekenntnis zu Heimat und Vaterland durch alle Jahrhunderte ausgesprochen hat.

Noch einmal gedenken wir des an seinem Heimweh zerbrochenen Max Dauthenday und seiner Worte: „Ein deutscher Dichter gehört in deutsches Land, unter deutsche Bäume und deutsche Wolken . . .“ und wie ein Echo dazu klingen Eichendorffs Heimwehverse:

Der Morgen, das ist meine Freude!  
Da steig' ich in stiller Stund'  
Auf den höchsten Berg in der Weite,  
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!



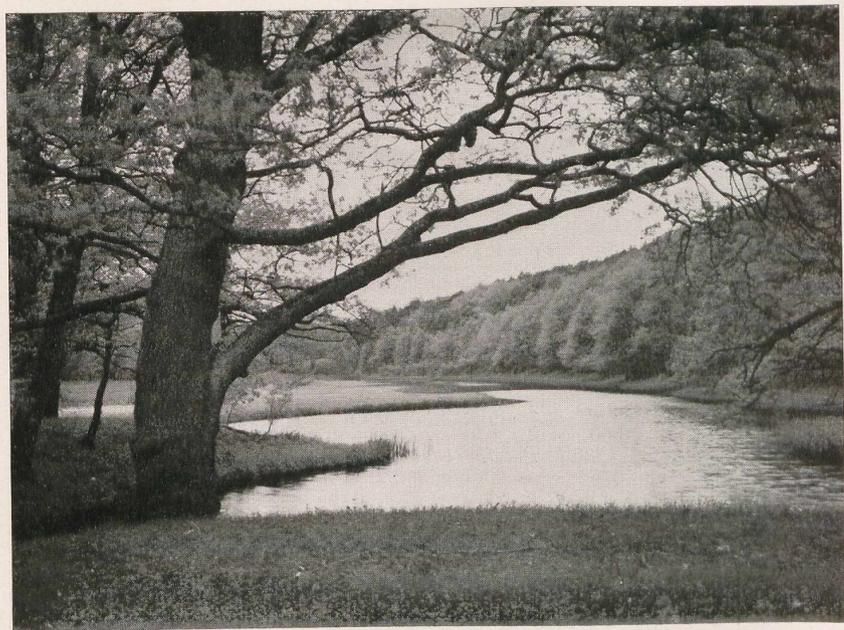
Die Bartsch an der Gradowitz bei Rügen



Dschungel in einem ehemaligen Bartschlauf bei Rügen



Ringwall bei Korfenz



An der Grawitz bei Rützen

# Die Kiefernheide und ihre Menschen

Von Gustav Kunik

Jawohl, heute wollen wir rasch einmal hinein in die Heide, hinein in irgendein stilles Walddörflein.

Lebt wohl ihr Häuserkisten mit euren Straßenfronten, Fabriken und Speichern! Lebt auch ihr wohl, ihr schmucken Schrebergärten mit euren bunten Lauben hier am Rande der Stadt! In die Heide, in die schlichte, weltverlassene Heide fahren wir jetzt.

Noch ist nichts zu sehen von ihr, noch sind es gar üppige Fluren und stattliche Bauerndörfer, die rechts und links an uns vorüberziehen.

Aber nach und nach wird die Gegend doch merklich sandiger und eintöniger.

Schon grüßt hier und da eine Kieferngruppe, und schon sind wir mitten drinnen im Walde und sehen zu beiden Seiten nichts anderes mehr als Kiefern und nochmals Kiefern. Nur ab und zu eine Wärterbude, ein Bahn-Familienhaus. Nur ab und zu eine Lichtung mit etlichen hundert Morgen Heideland, mit einem Bahnhof voller Gruben- und Meterholzstöcke. Dann sind wir auf solch einem Bahnhof ausgestiegen und stehen mitten drinnen im Ziel unserer Reise.

Sei uns gegrüßt, du stille, einsame Heide!

Sei uns gegrüßt, du anspruchsloser Kiefernwald mit deinen unzähligen grauen Stämmen und dürftigen Wipfelbüscheln.

Seid uns gegrüßt, ihr mageren Heidfelder! Weizen, Zuckerrüben, Gurken und ähnliche Dinge wachsen hier allerdings nicht. Nur Roggen und Rartoffeln, Stoppelrüben und leichtes Futtergemenge sind die Haupterzeugnisse dieser kiesigen und sandigen Waldgegenden. Und wenn der Himmel droben kein Einsehen hat und schickt nicht schier jede Woche einen ergiebigen Regen, da wird auch aus diesen Früchten nicht viel, da stehen die Kornhalme gar schwach und einzeln.

Sei uns gegrüßt, du schlichtes Walddörflein mit deiner trauten Holzkirche, mit deinen charakteristischen Holzzäunen aller Art, mit deinen meist nur mittleren und kleinen Besitzern, die nebenbei Holz fahren, und mit deinen eigentlichen Waldarbeitern!

Mühsam und immer wieder mühsam ist hier allenthalben das Leben. Mag so ein Wintermorgen noch so grimmig kalt sein, mögen in dieser Herrgottsfrühe sich die Menschen in Städten und wohlhabenden Bauerndörfern getrost im Bett erst noch einmal auf die andere Seite drehen: hier in den Heidedörfern hat man schon längst den Pferden eingeschüttet und die schweren Klöcherketten um Schere und Rungenstock des vor Kälte glitzernden Wagens geschlungen, und schon lange vor Tagesgrauen geht es auf quietschendem Schnee zum Dorf hinaus. Denn gerade bei solchem Frostwetter müssen sich die Fuhrleute heran-

halten, da können sie bedeutend mehr aufladen. Eine gar große Schinderei ist solches Langholzfahren für Mensch und Tier. Aber man staunt, was für Griffe und Kniffe die Fuhrleute anwenden, um solche Kolosse auf den Wagen zu bekommen, man staunt, wie gut auch die Pferde einexerziert sind und in jeder Situation Bescheid wissen, wie es am vorteilhaftesten geht.

Ach ja, wie in allen Gegenden, so hat das Leben und Treiben auch hier in der Heide sein ureigenstes Gepräge.

Da sind im Winter und im zeitigen Frühjahr die bekannten Abraum- und Stangenhaufenauktionen, bei denen man schon wieder auf den nächsten Winter zu seinen Brennholzbedarf deckt. Gar hurtig wird nun in allen Gehöften auf dem Holzplan gesägt und gehackt und eingestößt bis ins späte Abenddunkel hinein! Denn bevor die Frühjahrsarbeit losgeht, will man mit dem Holz zu Rande sein, zumal die scharfe Märzluft die Samen ja auch am besten durchtrocknet.

Auch Stöcke geht mancher Arbeiter und kleiner Handwerker in den Abendstunden und Sonntag früh roden. Ein gar mühsamer Schlag Arbeit ist das! Aber diese Mühe rechnet man später nicht mehr, und da hat man billiges und vor allen Dingen kerniges Feuerholz.

Da geht es so zwischen der Heu- und Getreideernte rasch in den „Streu-Pusch“. Denn das Stroh ist hier zu Lande viel zu kostbar, als daß es zur Einstreu in die Ställe genommen werden könnte, man braucht es zum Füttern. Die Forsten geben zwar neuerdings die Waldstreu nicht mehr gern her, weil das vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus Sünde am Waldboden ist, aber hier und da lassen sie halt doch etwas ab.

Da kommen dann die hohen Streufuder schon in aller Frühe des Sommermorgens zum Dorf herein. Dem Vieh zuliebe ist man schon so zeitig gefahren, weil da das Ungeziefer noch nicht so arg tut. Ein gar liebliches Bild, diese Streufuder, aus deren braunen Potzen oft grüne Büschel voll Blaubeeren hervorlachen.

Ja, die Blaubeeren! Wochenlang steht alles in ihrem Bann. Zu ganzen Gruppen pilgern Frauen und Kinder mit ihren Körben und Kannen Morgen für Morgen nach allen Richtungen dem Walde entgegen. Es ist keine Kleinigkeit, dieses emsige Einsammeln der Millionen und aber Millionen süßer Beeren in der Gluthitze des Juli. Die Kiefernwipfel spenden ja nur wenig Schatten. Eine gar tüchtige Portion Ausdauer und Willenskraft gehört dazu, um so viele Stunden lang mit solch flinken Fingern unablässig und tief gebückt zu schaffen. Raum eine Viertelstunde Zeit gönnt man sich zweimal am Tage, um ein wenig zu rasten und die zusammengetrockneten Schnitten zu verzehren. Der Korb muß doch wieder voll werden heute. Fürwahr, sie sind redlich verdient, diese wenigen Geldstücke, die die blauen Finger gegen Abend aus dem Handteller des Händlers in Empfang nehmen.

Blaubeeren und immer wieder Blaubeeren! steht es in diesen Wochen über allen Familien- und Bäckerkuchen, über allen Dörflin und Verladebahnhöfen der Heide geschrieben.

Da kommt dann auch die allerdings nicht ganz so lebhaftere Preiselbeerernte. Da beginnt die Heide zu blühen. Wo auch sonst nichts anderes wächst oder wachsen kann, gerade hier ist jetzt die üppigste Pracht. Die sandigten Wege und Stege glühen und prangen im Brautkleid, das der liebe Himmelsvater der ärmlichen Heide geschenkt hat und das sie nun alle Jahre, wenn andere Gegenden ihren Blütenschmuck schon ablegen, nun erst anzieht, um mit all den Millionen zitternden Glöcklein den Schöpfer zu loben und zu preisen und ihm den großen Choral vom tiefen Himmelsfrieden zu singen. Bienenlein tummeln von einer Blüte zur anderen, und ab und zu geht auch einmal ein Mensch durch diesen heiligen Gottestempel. Aber im großen und ganzen steht und prunkt die bräutliche Heide in ihrer sandigen Einsamkeit. Für sich selber hat sie sich so schön gemacht und für den großen, weiten Himmel droben!

Da ist auch leider, leider wieder einmal ein Waldbrand, und die Feuerhörner mobilisieren die gesamte Männerwelt der umliegenden Dörflein. Mit Hacke und Schaufel hastet alles dem Qualm entgegen. Denn was ein zum Großfeuer gewordener Brand mit seinem rasenden Tempo anrichten kann, das hat die Heide ja schon mehrmals erlebt.

Da wird im Spätsommer und Frühherbst auch gar tüchtig in die Pilze gegangen. Eine wahre Pracht, wenn man die braunen Männchen so stehen sieht! Eine wahre Pracht auch, wenn dann die aufgeschnittenen Scheiben vor allen Häusern in der Sonne auf langen und kurzen, breiten und schmalen Brettern, Deckeln und sonstigen Unterlagen so frisch und weiß herüberlachen auf die Strafel!

Waldheimat, traute Waldheimat! so lachen sie uns auch noch entgegen, wenn sie schon längst zusammengeschnurrt sind und in Säckchen in der Nähe des Ofens hängen oder dann zur Winterszeit als schmackhaftes Pilzgericht in der großen Schüssel auf dem Mittagstisch stehen.

Waldheimat, traute Waldheimat! plauschen auch sie uns zu, all die selbstgefertigten Kartoffelstampfer und Quirle und Knotenstöcke, die Gemeiße und Rehhörnchen in so mancher Stube, die fetten Riensplinten auf den Öfen, die Waldvogelfedern hinter so manchem Hutband der Waldarbeiter.

Waldheimat, traute Waldheimat! so schwingt und klingt es auf Schritt und Tritt. Dort kommt ein Mann mit einem Gebund Besenruten, ein anderer mit einer Fuhr Brandgras für das Vieh, ein altes Muttchen mit Fenstermoos oder mit einem Leiterwägelchen voll Aufseeholz.

Waldheimat, traute Waldheimat! so rattert es in den zahlreichen Sägemühlen der Heide. Ganze Berge von Rundhölzern haben die Fuhrleute hier aufgetürmt. „So — ruck!“ kippen die Arbeiter die benötigten Stämme mit den Hebebäumchen heraus und rollen sie auf rasch quergelegten Unterlagen auf den niedrigen Gleiswagen, um sie zu schälen und hineinzubefördern in die Sägemühle. Wie sie auf und ab hasten diese blanken Sägen! Wie das Walsmerk des Watters den Stamm langsam aber unerbittlich Zentimeter für Zentimeter hineinzieht in das späneschäumende Spiel der schimmernden Zähne! Wie die Kreisägen kreischen, die Hobel- und Spund-

maschinen schnarren! Wie sauber ausgerichtet die Bretterstapel in die Höhe ragen zu beiden Seiten der Wege!

Ja, Holz und immer wieder Holz, das ist hier in der Waldgegend allenthalben die Losung.

Nun wollen wir vor allen Dingen auch einmal hinaus in den eigentlichen Wald, hinein in die Welt des Försters und der Holzfäller.

Gleich hier vorn im ersten Jagen ein wahres Märchenschlößlein: die Försterei! Die Maschen des hohen Drahtzaunes, die rings um das Gehöft und dahinter auch um die etliche Morgen Ackerland führt, hängen noch voller Taupfen von der Nacht her. Vor der Hintertür wäscht die Magd Viehkartoffeln ein. Zwei Forstarbeiter ziehen sich hier im Hinterhof eben die Jacken aus und rücken den Sägebock zurecht. Eine Klafter Brennholz sollen sie dem Herrn Förster heut zerkleinern. Aha, da kommt er ja schon selber um die Ecke und gibt ihnen die Anweisungen. Er ist allerdings noch in seinem „Frühstaat“, das heißt ohne Stiefeln, Rock und Hut. Die Weste und auch die engen Hosenbeine unterhalb der Knie noch nicht zugeknöpft. Nur die Pfeife qualmt schon zwischen den Zähnen.

Aber nach etlichen Minuten sitzt er wieder in seiner Stube unter dem großen Auerhahn, der mit ausgebreiteten Flügeln über seinem Schreibtisch schwebt. Denn er hat noch rasch die Lohnliste fertig zu machen. In der Stube nebenan lachen helle Kinderstimmchen. Mutter hebt die Kleinen gerade aus dem Bett. Auch zum Fenster herein lacht und lockt etwas: der sonnige Waldesmorgen.

„Kommst du noch nicht bald?“

Ja, er ist fertig, er kommt gleich.

Mit Stock und Flinte, mit Hund und Rucksack geht er den Schriemsteg hinüber.

Auch wir verabschieden uns von diesem Märchenschlößlein samt seinem allerliebsten Gärtchen mit Laube und Riesstegen und gehen tiefer und immer tiefer hinein ins Revier.

Gehen entlang auf schnurgeraden Pinien und Querlinien, auf verwurzelten Stegen und Wegen, die sich durch die Jagen schlängeln. Pilgern vorüber an jungen Schonungen, an Berschulungsgärten und frischen Kulturen. Kommen vorbei an Riesgruben und Nummersteinen, an grasigen Lachen und gluckernenden Gräblein, an Rieserngruppen mit Teerringen und an wimmelnden Ameisenhaufen. Schreiten durch halbwüchsiges Stangenholz, durch mittlere und alte Bestände und stellenweise auch durch bruchige Niederungen, in denen Fichten vorherrschen. Aber im großen und ganzen doch immer wieder Riesern und Sand, graues Moos und Heidekraut.

Hier und da eine noch einigermaßen erkennbare Meilerstätte, die uns von vergangenen Zeiten erzählt, da die Holzköhlerei noch weit mehr im Gange war und da die verrußten Gestalten Tag und Nacht hier draußen im Walde bei ihren Meilern und in der in allernächster Nähe aufgeschlagenen Köhlerhütte verbrachten.

Hier und da ein Specht, ein Hase, etliche Rehe oder Hirsche, eine Eidechse oder auch einmal eine Kreuzotter, die hier in den Heidegegenden sogar auf den waldnahen Wiesen und Feldern zu finden ist.

Schier überall neuere oder ältere Brennholzmeter oder luftig aufgekästelte Grubenholzrollen. Schier überall runde Kohlenplanchen von Holzfällerfeuerchen.

Ein gar liebliches Bild ist es, die Waldarbeiter so an ihrem Feuerchen sitzen und frühstücken zu sehen! Oft kommt auch der Förster dazu und unterhält sich mit ihnen über dies und das und stopft sich die Pfeife, um sie dann mit einer glühenden Kohle in Brand zu setzen. Nichts Röstlicheres gibt es für ihn auf der Welt, als solch eine beim Holzfällerfeuerchen angezündete Pfeife Tabak! Genau so ist sein Hund. Das beste Futter daheim ist nichts gegen ein Stückchen Brotrinde hier, das ihm von den frühstückenden Arbeitern zugeworfen wird.

Schon geht der Förster wieder weiter, schon werden die verraucherten Kaffeekannen mit einem Moosbüschel abgewischt, die Brottaschen zugeschnallt, und es geht wieder an die Arbeit.

Holzfäller — — —! Wie viele solcher schlichten braven Arbeitsmänner pilgern in ihren schweren Stiefeln alle Morgen in den Wald hinein! In lachenden Frühlings- und Sommermorgen, im Sturm und Regen des Spätherbstes, im hohen Schnee oder auf dem Glatteis des Winters. Frisch und ausgeruht morgens hinaus, müde und abgesspannt abends wieder heimwärts!

Das ist dann ein Ereignis für die Kinder, wenn der Vater abends endlich kommt und die Brottasche abhängt! Ganz genau wird Obacht gegeben, wie er die Stiefel auszieht und wegsetzt, wie er die Lappen abwickelt und wie er dann, auf der Ofenbank sitzend, erst den einen, dann den anderen nackten Fuß hoch nimmt und Zehen und Fersen befühlt, wie er die großen harzigen Hände und in der zweiten Portion Wasser dann auch das Gesicht wäscht, wie er sich kämmt, wie er den Gürtel abmacht und über die Stuhllehne hängt und wie er dann erst einmal so ganz tief und wohligh Atem holt und sich reckt, wenn er sich an den Tisch gesetzt hat, als wollte er sagen: „Na, Gott sei Dank, für heute ist es wieder einmal geschafft!“

Und was ist das für ein Hochgenuß, wenn sie dann das Eckchen Brot ver-spachteln können, das er manchmal mit heimbringt! Ganz, ganz anders schmeckt das! So nach Brottasche, nach Wald und Rauch vom Feuerchen! Hasebrot wäre das, spricht da der Vater immer.

Nach dem Abendessen wird ihm nicht eher Ruhe gelassen, bis er eine Mühle mit ihnen zieht. Sie haben ihren Vater ja nur abends ein bißchen, denn morgen früh, wenn sie aufstehen, ist er längst wieder in seinen Wald.

Ja, Waldarbeiter — — —! Sie haben die Zopfstärken für Stämme und die gangbarsten Maße für Gruben- und Schleißholz im Kopfe, sie wissen jeden gefälltten Baum richtig auszuwerten und beherrschen vor allen Dingen auch die so vielseitige Kunst des Fällens selbst. Sie sind auch in allen anderen Arbeiten, die das Jahr so mit sich bringt, durchaus perfekt. Ob

sie nun schälen oder Streifen hacken, Gräben räumen, Knüppelwege oder Wildgatter bauen, ob sie Windbruch aufarbeiten oder bei Jagden als Treiber mitwirkten, sie sind hier wie da firm und hier wie da ganz in ihrem Element.

Ein Original ist meistens auch der Lohnmann. Er ist sozusagen die rechte Hand des Försters und Hilfsförsters. Er hilft messen und numerieren, Hackstreifen abstecken und Streu vergeben, er füttert im strengen Winter das Wild und hilft auch, ganz aus eigenem Triebe, mit aufpassen auf etwaige Wild- und Christbaum- und Beerendiebe.

Ebenso ein Kapitel für sich sind die Kulturweiber, die im Frühjahr die jungen Pflänzchen setzen. Der Verdienst ist zwar nicht allzuhoch, aber die paar Meter Deputatholz und im Sommer die kostenlose Beerenkarte sind auch ganz gut mitzunehmen.

Ein gar schöner Abschluß dieser Pflanzwochen ist dann im Gasthaus der alt-hergebrachte Kulturball, an dem sich selbstverständlich auch die Förster und Holzfäller beteiligen. Das sind immer einige gar fidele und urgemütliche Stunden bei Kaffee und Kuchen, bei Kartoffelsalat mit Würstchen und dann bei Bier und Tanz. Betreffs der Finanzierung dieses Abends bohrt man schon eine Woche vorher durch den Herrn Förster bei der Oberförsterei an und schlägt auch etwas heraus. Außerdem trägt jeder ja auch selber mit einem Scherflein bei. Und wenn dann die Herren Förster noch etwas springen lassen, da läßt es sich schon mal leben.

Ganz zwanglos und frisch von der Leber herunter geht es da her. Eine Kulturerin hat womöglich heimlich ein hübsches Gedichtchen verfaßt, das sie dann aussagt, wenn sie den Förstern die grünen Girlanden über die Schultern hängt. Wir haben hier ein solches. Ist es auch primitiv, so zeugt es doch von dem guten Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und von der großen Liebe zur Waldarbeit.

Es lautet folgendermaßen:

Der Wald, der Wald, der schöne Wald  
Ist unser liebster Aufenthalt!  
Drum gehen wir auch auf Kultur,  
Bier Wochen waren's heuer nur.  
Wir täten gern noch länger geh'n,  
Denn es war wieder wunderschön!  
Der Förster brauchte nicht sehr schimpfen,  
Wir waren fleißig wie die Nymphen  
Mit unserm spitzen Pflanzholz.  
Ja, 's Pflanzholz ist unser Stolz!  
Nun feiern wir hier allzumal  
Kulturball, im geputzten Saal.  
Wir wollen tanzen, lustig sein,  
Damit die Pflänzlein gut gedeih'n,  
Damit zum hohen Wald sie werden,  
Wenn wir nicht leben mehr auf Erden.

Gestatten Sie, Herr Förster Meier,  
Daß zu des heut'gen Abends Feier,  
Gefolgt des Herzens frohem Drängen,  
Wir Ihnen dies Gewind umhängen.  
Wir wünschen, daß Sie bleiben möchten  
Recht hübsch gesund, damit zum Rechten  
Sie sehen können für und für  
In Ihrem großen Waldrevier!

Und die hier, kriegt Herr Förster Schwandt,  
Der Tag für Tag ja bei uns stand.  
Auch Ihn'n, Herr Förster, wünschen wir  
Glück und Gesundheit für und für,  
Und daß Sie möchten sein so helle  
Und nicht mehr lang als Junggeselle  
In dieser Welt herumstolzieren  
Und bald mal da, bald dort puffieren.  
Das ist ja wirklich fürchterlich,  
Denn jede macht dann Hoffnung sich.  
Heut abend müssen Sie im ganzen  
Nun freilich mal mit jeder tanzen.  
Wir hoffen, daß es wird recht sein  
Und hübsch gemütlich obendrein.  
Der Hoffnung geben wir Gestalt  
Und rufen: Unser lieber Wald  
Und die Herren Förster noch und noch,  
Sie sollen leben dreimal hoch! hoch! hoch!

Auch ein Waldarbeiter hält eine launige Ansprache und läßt sie ausklingen in ein Hoch auf Wald und Waldarbeit, auf die Herren Förster und auf die Geldtasche des Lohnmannes.

Ebenso ergreift dann auch der Herr Revierförster das Wort und gibt seiner Freude Ausdruck über die vorbildliche Verbundenheit, die hier in diesem Dörflein und insbesondere unter den eigentlichen Waldarbeitern herrsche, zu denen er sich ja auch rechne.

Und immer gemütlicher wird es da drinnen. Wie gern möchten wir bei diesem munteren Völkchen noch verweilen, aber unsere Zeit ist leider um, wir müssen uns verabschieden.

Lebe wohl, du stille und doch so frohe Heide mit deinen Riefen und Dörflein, mit deinen mühsamen und begnüglichen Menschen! Auch du bist unserem lieben Vaterlande ein gar wertvolles Fleckchen Erde. Auch du hast deine Reize!



# Die Legende vom Nadelwald

Von Anny Mayer-Knoop

Der Schöpfer schritt mit liebender Gebärde über den Erdball, mitten durch die Wunder seiner Herrlichkeit. Da brauste das Meer aus urtiefem Grund, es hob den zitternden Spiegel, um einen Blick aus dem gütigen Angesicht zu trinken; die Berge wehrten der Nebellast und steiften ihre Stirnen zur Sonnenhöhe, damit sein Atem sie berühre. Und alles Leben kreuzte seinen Weg. Vögel und Falter schwebten in tausendfältiger Buntheit vor ihm her, das Edelmild jagte im wendigen Spiel der Leiber über die grünen Weiten. In Blüten Schaum wogten die Landel. Wohin der Herr blickte, glühten im Sonnenfieber die Farbenspiele geöffneter Kelche.

Ihn überfiel es wie Müdigkeit. Die Augen schienen übersättigt von aller Pracht, und da es Mittag war, verlangte ihn nach Schatten und Kühle. Der Urwald reckte ihm seine Äste zum Willkomm entgegen und sprach: „Würdige mich deiner Einkehr, o Schöpfer! Unter meinem Dach umfängt dich der Dämmerung sanftes Licht. Mein Kleid ist ewig grün, mein Atem geruhlich wie der Traum eines Kindes. Nimm von mir Besitz, daß ich dir diene.“

Der Herr fand nur mühsam Einlaß. Nach wenigen Schritten schon hielt er inne und setzte sich nieder. Wohin er auch blinkte: verstrickt, verwickelt, verknüppelt und verknorrt spannte zähes Flechtwerk vielschlingig von Ast zu Ast. Es wuchs von der Erde aufwärts und aus der Luft niederwärts, umwürgte die Bäume, erdrosselte sich gegenseitig, daß die leuchtenden, aber duftlosen Südblumen schauernd auf die Gipfel flohen, um der tödlichen Umarmung zu entfliehen. Giftzähne Schlangen züngelten starrblickend von schwanken Zweigen, schillernde Vögel plusterten und kröpften sich mit heißerem Gekrächz auf. — Ihre Kehlen kannten keine Lieder! Die Schwüle Wirrnis des Urwaldes ließ ihre Herzen unberührt. Riesige Tiere entstiegen sumpfigem Grunde; mit plumpen Füßen tapsten sie umher, mit hochgerektem Hals Laub und Wildfrucht fressend.

Es schauderte den Schöpfer, während er des Menschen gedachte. Der mußte sich diesem Lande wesenhaft angleichen, denn Natur beeinflusst die Seele aller Dinge. Er aber wollte ein Geschlecht schaffen, dem die Früchte nicht in den Mund wuchsen, das sich nicht träge auf ihn verließ. Solche Uppigkeit ringsumher mußte lähmend wirken, mußte die Funken seines Geistes in den Hirnen auslöschen!

G e n ü g s a m L a n d m a c h t r ü h r i g H a n d .

Neuland galt es also zu schaffen. Nicht hier im Süd! Mochten die Gründe nach Herzenslust weiterwuchern, die Berge Feuer speien, die Seen kochen. Mochten die Palmen sich fruchtbeladen biegen, die Tiere gegenseitig ihre Riesenleiber zerfleischen — er ließ alles im Sonnenbrand wechseln und vergehen. Zuviel Augenweide betört das Herz, tötet den Geist.

Es galt Neuland zu schaffen, das die Kräfte der Seele frei machte, zum Fleiße zwang; Neuland, dessen Luft die Stirnen kühlte, den Verstand klärte, die Seele empfangsbereit machte für letzte, tiefste Erkenntnisse, sofern sie die Grenzen des Irdischen nicht verließen. Still bückte er sich, raffte vom Boden etwas fruchtbare Erde, strich müde über Laub und Gräser, daß an seinen Händen ein grüner Schimmer haften blieb. — Nach Norden drängte sein Schöpferwille! Tiere und Pflanzen folgten bis ans Meer, dann hemmte die Brandung den Übergang.

Jubelnd umbraust von den Chören wilder Stürme, herrlich getragen vom hohen Wellengang, betrat der Schöpfer den Erdnord. Soweit die Blicke reichten nichts als Sumpf und Brache. Unheimlich gurgelten die Grundwasser, alles hinabjagend, was vordem Halt auf festem Boden fand. Die Kronen und Schäfte riesenhafter Pflanzen ragten hier und da aus zähem Morast. Baumriesen versuchten sich im Fallen mit ihrem Geäst an den Schöpfer zu klammern, doch er ließ alles in die Tiefe sinken, bis zum letzten Halm. Schon hauchte die Fäulnis ihren zerstörenden Atem über das Ödland. Der Herr trieb ihn übers Meer und sprach: „Nichts verweßel! Was ich einst schuf, behalte die Form und lagere sich in Flößen unter der neuen Scholle, damit die Nachwelt meine Allmacht schaue.“

Nun schritt er weit aus. Seine Rechte warf den fruchtbaren Boden spärlich über das Land. Sie keimte eine Saat von widerstandsfähiger Art, denn die Luft war rau. Bis an die Grenzen des ewigen Eises befruchtete sich die Scholle, keimte, blühte und reifte tausendfältig. Mit Lust verkostete der Herr die Frische des Obstes und das heilige Mark der Ähren. Blumen hoben ihre Kelche zu seinem Angesichte — nicht so glühend, wie die Schwestern jenseits der Meere, doch von herber Schönheit. Er breitete einen zarten Wohlgeruch über sie, daß die Vöglein vor Freude darüber zu singen begannen.

Stauend verfolgten die seligen Geister das neue, große Werk: „Wo aber soll der Mensch nach harter Arbeit rasten, wo kann er einsam sein, wenn er danach verlangt“, flüsterten sie.

„Im Wald“, sagte der Herr, formte einen kerzengeraden Stamm, überschüttete ihn mit feinem, grünem Nadelwerk und wurzelte ihn fest.

„Was ist das?“

„Einer der Waldbäume, die hier wachsen sollen“, lächelte der Herr.

Sie verstanden ihn nicht, berührten erschreckt das wehrhafte Geäst und raunten einander zu, daß diese Art wohl noch unfertig sein müsse, zumal die Früchte ohne Fleisch und Kern blieben. Geruhlich pflanzte der Herr den nordischen Wald — hier aus edlen Tannen, dort aus mächtigen Kiefern oder aus lichten, kleinzapfigen Lärchen. Kahl, nackt und dunkel strebten die Stämme aus kargem Sandboden aufwärts. Er erdachte die bräutlich weißen Birken, strahlte das zarte Geflecht, zupfte vieltausend Flatterblättchen daran zurecht und säumte den ersten Tann ein. Die Seligen nickten gar weise; sie glaubten, es sei das Wildgeslecht. Nichts geschah! — Die Nadelhölzer blieben für sich, die Birken desgleichen. Selbst das goldflirrende Ginstergebüsch vermied die Berührung mit den Nadelgewächsen so gut es ging.

Nun rief der Herr Namen auf, die noch kein Wesen je gehört. Es bildeten sich niedrige Pflanzengruppen; sie zogen in den Wald ein und wurzelten sich fest. Der Waldmeister führte die Kräuter an, weil er im Lenz zuerst auf dem Plan sein mußte. Das Schneeglöckchen läutete den Schwestern voran. Alle folgten in festlich zarter Schönheit: Veilchen und Springaus, Zweiblatt und Waldbögelein, die Glockenblume und Ruckuckslichtnelke. Ihnen folgten die Beeren. Der ränkesüchtigen Brombeere drohte der Herr. Als die Pilze einmarschierten, machten die Seligen lustige Augen. Ein Trachtenumzug war das. Manche Männlein trugen Hüte mit verbogenen Krempe, manche steckten unter dem Schirm, andere leuchteten in buntester Fröhlichkeit. Die Familienfolge wollte kein Ende nehmen. Der Herrenpilz führte an; sehr würdig nahm er sich mit dem Schmerbäuchlein aus, und die braune Lederkappe stand ihm gut. Das gefiel der Morchel nicht. Sie war ursprünglich mächtig groß und kugelförmig . . . kullullu, vorneweg rollte sich den anderen ein Stück voraus. Rasch nahm sie der Herrgott beim Schopf, drückte ihren Wams zusammen, bis er ganz schrumpelig wurde, und steckte ihn unter den Sand: „Ich werde dich lehren, prozig zu sein! Wir sind hier nicht im Urwald, sondern halten Ordnung! Du magst hinfort deinen herrlichen Duft beibehalten, doch sollst du dich bis ans Ende der Welt kränken, daß dich der Mensch mühsam suchen muß, ehe er dich findet.“

Da ging ein Ahnen durch die Geisterreihen. Hm, so war es gemeint! Dies sollte ein Land der Ordnung und Einfachheit werden, in dem alles Dünkelhafte zusammenfallen mußte.

Unten im Süd hatten sie mitschaffen dürfen — jeder Geist nach seinem Einfall. Wie die Morchel dem Herrenpilz, so waren sie dem Schöpfer vorausgeeilt, um ihre Träume ins Gigantische zu steigern. Schreckliche Tierkolosse zu Wasser und zu Lande, Riesenblumen und -früchte waren ihr Werk. Seinen herrlich starken Wald hatten sie gefesselt. O, ihre Schöpfungen konnten vor seiner Weisheit nicht bestehen! Ehe der Mensch noch das Antlitz zur Sonne hob, würden sie vernichtet sein.

Eben zog das letzte Gräslein in den nordischen Wald ein. Wieder schauten die Himmelsgeister auf den Herrn. Es war noch viel unbepflanzter Boden sichtbar. Wahrscheinlich sann er über eine neue Rakteenart nach, der die Kälte nichts anhaben konnte. Er sah ihre Gedanken, wandte sich abermals lächelnd, und indem er ihnen seine Hände wies, schimmerte es wie grüner Sammet darin. — Sie blickten ihn fragend an.

Das Goldene Frauenhaar mit den bunten Filzmütchen siedelte sich neben Gräser und Heilkräuter, das Lebermoos schmiegte sich an die Böschung kleiner Bäche. Es währte gar nicht lange, da wünschten sich alle Waldpflanzen solch zierlichfeine Nachbarschaft. Selbst vornehme Farren kosteten die winzigen Rosetten, Knöpfchen und Trichterlein.

„Setzt euch nun in meinem Walde mit mir nieder und sagt selbst, was ihm noch fehlt“, lud der Herr die Geister ein.

O, es gefiel ihnen! Trotz milder Schattenkühle fächerte Frau Sonne ihr Licht zu Grund — schleierzart, bald hier, bald da.

„Herr“, drängte einer der Schauenden, „wirfst du auch neue Tiere erschaffen? Ich . . . ich wüßte eines, das hier hinein paßt. Gewähre mir die Freude, es zu formen.“

„Ist es so groß wie dein Saurier im Süden?“

„O nein, Herr“, sagte der Geist mit leisem Spott, „große Tiere würden sich an deinen Bäumen verletzen und wohl auch keine Nahrung finden.“

„Also forme dein kleines Tier, ich will es beleben.“

Alls bald ringelte sich eine Schlange über den Waldboden, die versuchte, an den Stämmen emporzuklimmen; doch immer wieder fiel sie ins Moos zurück. Als der Herr sie aufhob, schlug sie den Giftzahn tückisch in seine Hand. Da ward er unwillig: „Müßt ihr immer nur erdenken, was dem Menschen Gefahr bringt? Es warten seiner Kreuz und Leiden genug. Ich nenne das Tier darum Kreuzotter. Seht her, wie ich den Wald belebe!“

Und er rief den Hirsch und krönte ihn mit mächtigem Geweih; das Reh äugte ihm nach, und stampfend schnaubte das Wisent zu Holz. Brummend stellte sich der Bär auf, als wolle er die Seligen zum Kampfe herausfordern. Die Häslein klopfte mit starkem Hinterlauf den Waldboden und floh aus dem Bereich der nahen Fuchshöhle. Wildkatze und Dachs haßten sich von Anbeginn. All die herrlichen, flügelweiten Raubvögel und die kleinen lieben Zwitscherlinge flogen hochauf, Waldspinnlein zierte ihr Netz mit blankem Tau, vieltausend Käfer wunderlicher Art krabbelten vergnügt, wohin man blickte. Und der Herr hauchte die Wipfel an, auf daß sie seinen Atem bewegten. Es war ein Duft, so unsagbar belebend, daß einer seiner Treuen ausrief, nun sei der Weihrauch im frostigen Nord heimisch geworden. Der Herr entriegelte die Quellen im Schloß der Erde; sie rieselten wie silberne Bänder durch den tiefen Tann und ließen die Torellen im Wellenspiel springen.

„Sehet das Werk meiner Hände“, sagte der Schöpfer. Friede wohne im Schatten dieser Bäume und labe den Menschen mit köstlicher Einsamkeit, wenn er der Unrast müde ist. Ein Volk soll hier siedeln:

ernst und verträumt wie das Waldesdunkel,  
schlicht und gerade wie die Stämme,  
beständig und wetterhart wie Farbe und Art der Nadeln,  
fröhlich und unbefangen wie die Tiere,  
kraftverbunden und doch frei in seinem innersten Wesen.“

Da ging ein Beben durch das Mark des Waldes. Bis in die Kronen rauschte die Freude auf, es klang, als harften die Seligen das Lob des Allmächtigen darin, der das Geringe wie das Erhabene in der Vollendung schafft.

Wir aber sind geworden ein herbes Geschlecht! Wie die grüne Föhre wurzeln wir genügsam im lieben Heimboden. Wir sind für uns und lassen die andern draußen. Wehe dem Feinde, der Übles sinnt! Zu klar schuf Gott unsern Geist, als daß wir fremde Tücke nicht empfänden!

Auf Nordlands Erde ward ein Volk gezeugt,  
das sich der Tanne gleich vor keinem beugt.

## Lied vom Leben

Hat ein Mai voll Blüte  
mich zu Land gerufen,  
schritt zu fernem Ziele  
über tausend Stufen.

Segnet mich im Sterben,  
die mich einst geboren,  
pochte zag mein Herze  
unter fremden Toren.

Brachen Freundeshände  
Rosen mir zum Mieder,  
stürzten Feindgewalten  
goldene Tempel nieder.

Ram ein Minnesänger,  
hört' sein Herzblood pochen,  
bis ein treulos Lachen  
mir das Glück zerbrochen.

Reifte mir ein Kindlein  
in der Lebenswiege,  
nur, daß ich es weinend  
auf den Friedhof trüge.

Ram der Krieg geritten  
auf blutroten Rossen  
und ich sah die Acker  
mundenüberflossen.

Griffelt mir das Schicksal  
Runen in die Stirne,  
ob ich seiner lache  
oder ob ich zürne.

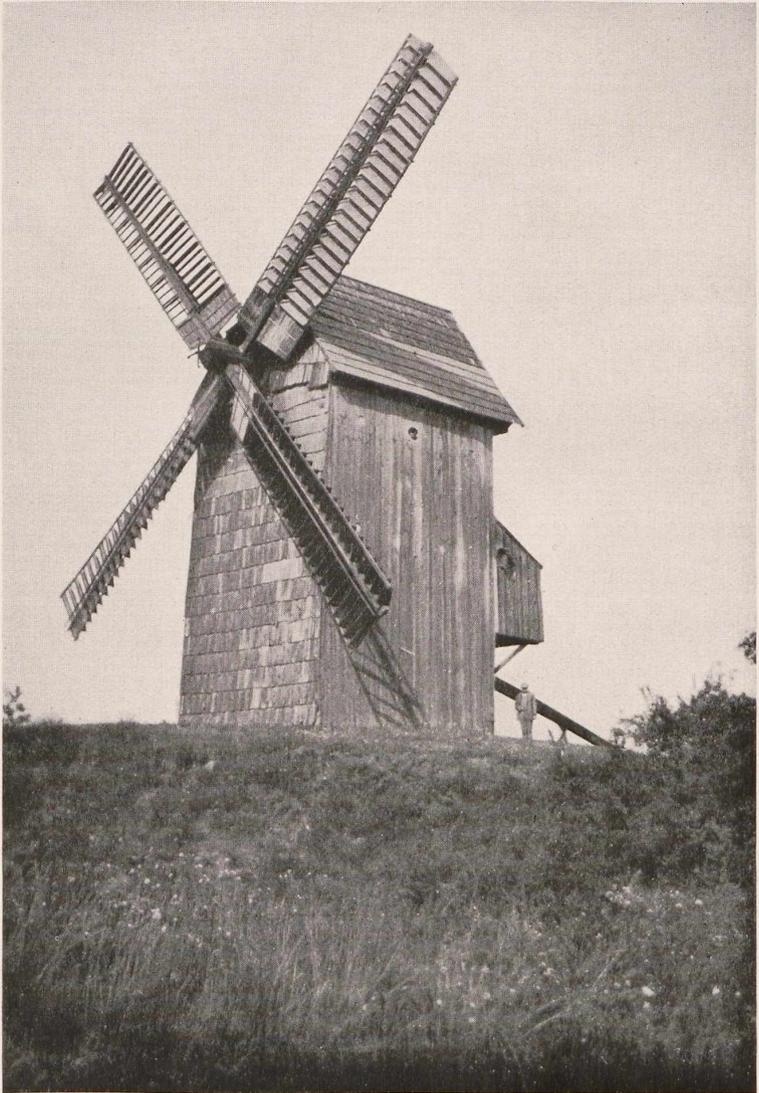
Blaffen Wang' und Locken...  
schlaffen müd' die Hände...  
lösen sich die Anker...  
neigt der Weg zum Ende.

Ist so wenig wichtig,  
was ein Mensch erleidet,  
wenn er nur in allem  
sich für d a s entscheidet,

was aus tieffsten Quellen  
ihm sein Volk gegeben,  
daß zum Erbe werde,  
was er tat im Leben.

Vor dem Dunkelwerden  
wird mein Seel' genesen,  
wissend, daß sie leuchtet,  
weil sie still gewesen.

Anny Mayer-Ruop.



An den Müllitsch-Trachenberger Fischseen  
Wembowitzer Windmühle



Kriegerdenkmal in Herrnsdorf



Türkentür in Groß Ostern



Haus mit Storchnest  
in Charlottenberg bei Trachenberg

# Die Verbreitung der mittelalterlichen Kirchenheiligen in Schlesien und ihre Beziehungen zu Brauchtum und Siedlungsgeschichte\*)

Von Dr. Hermann Dübrier

Immer hat es die katholische Kirche verstanden, den eigentlichen Volksglauben und das uralte Brauchtum unserer Vorfahren in ihren Kult einzubauen. Dadurch verlor manches Brauchtum an ursprünglicher Kraft, wurde aber doch nicht ganz verschüttet. Es ist interessant, einmal der räumlichen Verbreitung mittelalterlicher Kirchenheiliger in Schlesien nachzugehen. Gerade an den Gesetzmäßigkeiten der räumlichen Verteilung erkennen wir die lebendigen Beziehungen unserer Vorfahren zu dem Raum, in dem sie lebten. In der starken Verehrung der Schutzheiligen besonderer Berufe oder besonderer Landschaftstellen lebt der feste mittelalterliche Glaube an die germanischen Naturgottheiten.

Die Wahl eines Schutzpatrons wird durch mancherlei Umstände beeinflusst. Heute mögen die Entscheidungen der Kirchenbehörden ausschlaggebend sein; im Mittelalter führten andere Wege dazu. Die Missionare stellten Bilder und Figuren in den Dienst der Bekehrung, sie dichteten den Heiligen ihrer Kirche die Züge germanischer Gottheiten an und gaben so den Sinnbildern des Glaubens bekannte Züge. Die Heiligen waren dem mittelalterlichen Menschen lebendige Gestalten. Viele Altargemälde zeigen anschaulich, wie der Patron seine Hand schützend über Kirche und Dorf hält. Kapellen entstanden an gefährvollen Stellen der Flußübergänge und Straßen. In den Städten stifteten reiche Innungsmitglieder Altäre und Kapellen zu Ehren des Berufspatrons; auf den Burgen waren Kapellen allenthalben zu finden. Die Verwurzelung des Menschen mit Raum und Beruf nutzte die Kirche für ihre Zwecke aus und wandelte altes Brauchtum in Kulturformen um. So geriet der Sinn des Brauches allmählich in Vergessenheit. Selbstverständlich waren zu Anfang des Mittelalters echte Patrone (Peter, Nikolaus) beliebter als die Patronate dogmatischer Begriffe (Dreieinigkeit, Heiliger Geist).

Reizvoll ist es ferner, die Schutzpatrone der schlesischen Kirchen des Mittelalters im Hinblick auf die Besiedlung Schlesiens zu betrachten. Die Einwanderung deutscher Bauern und Städte, die Gründung von Klöstern, geistige Zeitströmungen und lokale Ereignisse beeinflussten die Wahl der verschiedensten Heiligengestalten. Aus ihrer Reihe sollen einige besonders hervorgehoben werden

Bei **Adalbert** können wir Beziehungen zu Schlesiens östlicher Nachbarschaft annehmen. Der Apostel der Preußen, der in Gnesen begraben liegt,

\*) Benutzte Literatur: **Frenzel**: Die Kirchenheiligen der Oberlausitz; Oberlausitzer Heimatstudien, S. 3, Reichenau/Sa. 1924. — **Mischel**: Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht; Görlitz 1926. — **Neuling**: Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgange des Mittelalters; 2. Aufl. Breslau 1902.

war im Mittelalter Patron von neun schlesischen Kirchen. Sieben dieser Kirchen liegen in schlesischen Städten, die mit zu den ältesten zählen. Auch mag die Zugehörigkeit des Bistums Breslau zum Erzbistum Gnesen bei der Wahl des Heiligen eine Rolle gespielt haben.

Der Apostel *Andreas* ist als Ortspatron vor allem in Niederachsen und Flandern anzutreffen. Bei einem Teil seiner schlesischen Patronate wird wohl die ursprüngliche Heimat der von den Piasten ins Land gerufenen Bauern und Priester die Wahl des Heiligen bestimmt haben. In drei Gebieten sind Andreaskirchen besonders häufig: 1. um Sagan und Sprottau, 2. im westlichen Teil der mittelschlesischen Ackerenebene und 3. im Landstrich zwischen der oberen Ohle und der mittleren Glatzer Neiße. Im gesamten schlesischen Bergland liegt nur eine Andreaskirche (Kunzendorf, Viele).

*Anna*, die Mutter der Maria, wurde im Mittelalter in fünfzig schlesischen Gotteshäusern verehrt, fünfundzwanzig davon waren Kapellen. Die bekanntesten Annakapellen liegen auf dem Annaberge, dem Wahrzeichen Oberschlesiens, und bei Seidorf im Riesengebirge nahe einer heilkräftigen Quelle. Fünfzehn Annakirchen und -kapellen sind um das Jahr 1500 herum errichtet worden. Zu dieser Zeit war die Marienverehrung und die Verehrung der Heiligen Familie besonders innig. Stellenweise trat die Marienverehrung gegenüber der Annenverehrung zurück. Wie in der Oberlausitz, so fand auch in Ottmachau ein Patronatswechsel zugunsten der heiligen Anna statt. Als Schutzpatronin des Bergbaus finden wir sie im Mittelalter nur in Lauterseifen bei Löwenberg.

Ein Teil der schlesischen *Barbara* patronate mag mit der Tuchmacherei und Weberei zusammenhängen, deren Schutzheilige Barbara ebenso war wie die der Gerber (Breslau), Schmiede und Feuerwerker. In den Tuchmacher- und Weberorten Görlitz, Lüben, Reichenbach, Striegau und Wüstewaltersdorf jedenfalls dürfte ihr Patronat ohne Schwierigkeiten zu erklären sein.

Die Ritter bevorzugten den Drachentöter *Georg* als Schutzheiligen ihrer Burgkapellen oder der am Fuße ihrer Burg gelegenen Dorfkirchen (Beuthen an der Oder, Slogau, Görlitz, Grafenort, Gröditz, Rynast, Schweidnitz, Steinau, Teschen und Thalheim (Rarpenstein) bei Landeck.

*Hedwig* ist die eigentliche schlesische Heilige. Sie war Patronin von siebenzig schlesischen Gotteshäusern. In vielen von den Piasten gegründeten Kirchen und Dörfern wird sie verehrt; ebenso in den Dörfern, die zum Kloster Trebnitz gehörten. Auffällig ist es, daß in der schlesischen Lausitz nur eine Hedwigskirche, in der Grafschaft Glatz und den Kreisen Suhrau, Militsch, Oels, Lublinitz, Beuthen, Rybnik, Neustadt OS. und Waldenburg überhaupt keine Hedwigskirchen zu finden sind. Oberschlesien besitzt nur zwölf Hedwigskirchen. Das Verbreitungsgebiet der Hedwigskirchen hängt also einerseits vom Einflußbereich der schlesischen Piasten und andererseits vom Wirkungs- und Lebensraum der Heiligen ab. Die Schlesier verehrten in ihr die gute Landesmutter, die ihnen persönlich half, die Kranken pflegte, Armut linderte und eine vorbildliche Gattin und Mutter war. Ihre Heiligsprechung aber

verdankt die Herzogin sicher nur der Tatsache, daß sie außer ihrer Beliebtheit beim Volke auch noch der Kirche durch zahllose Landschenkungen und Stiftungen zu Reichtum verhalf. Typisch ist ihre Darstellung: die hilfreiche Landesmutter wird nicht etwa mit den Symbolen des Almosengebens oder Krankenpflegens dargestellt, sondern mit dem Modell der von ihr gestifteten Klosterkirche in Trebnitz.

Die Verehrung der Gottesmutter Maria wurde in Schlesien in zweihundertunddreiundachtzig Gotteshäusern gepflegt. Bemerkenswert ist es, daß die in den älteren Städten gelegenen Marienkirchen oder -kapellen meist außerhalb der alten Stadtmauern liegen. Das hat seinen Grund darin, daß viele der mittelalterlichen Städte aus einer Zweifalt entstanden: aus einer alten slawischen Dorfsiedlung, neben der die neue deutschrechtliche Stadt angelegt wurde. Die slawische Siedlung erhielt dann meist den Namen Altstadt. Maria als die Heilandsmutter war mit eine der ältesten, beliebtesten Heiligen. So finden wir daher manche Marienkirche heute in dem mit Altstadt bezeichneten Teil der schlesischen Städte: Altstadt Namslau, Altstadt Neisse, Altstadt Strehlen, Alt Bertelsdorf bei Lauban und vielleicht auch in Ottmachau, Polkwitz, Sobrau OS. und Steinau an der Oder. Auch als Patronin von Burg- und Schloßkapellen kommt Maria häufig vor: Beuthen an der Oder, Slatz, Hohen Petersdorf bei Volkenhain, Jauer, Lehnhau, Ohlau. Die schlesischen Zisterzienserklöster: Grüssau, Heinrichau, Himmelwitz, Ramenz, Leubus, Groß Rauden und Trebnitz hatten sie ebenfalls zur Patronin. Die Zahl der schlesischen *M a r t i n s* kirchen beträgt sechsundneunzig. Nur acht davon liegen innerhalb der Sudeten. Der Grund dafür ist nicht ersichtlich. Als Berufsheiliger der Soldaten scheint er auf der herzoglichen Burgkapelle in Breslau und in der Schloßkapelle in Slatz verehrt worden zu sein.

*N i k o l a u s*, der Patron der Kaufleute und Fischer, kommt in Schlesien etwa einhundertundzehnmal vor. Nikolausstädte waren auch schon vor dem Bestehen der deutschrechtlichen Städte in Schlesien häufig anzutreffen. Der Standpunkt der Kirche vor der Stadt ist nur dadurch zu erklären, daß die Kirche ursprünglich zu der slawischen Siedlung gehörte. Wäre die Kirche nach der Gründung der deutschen Stadt erbaut, so hätte man sie innerhalb der Mauern oder des geschlossenen Stadtplanes errichtet. Das religiöse Gefühl der polnischen Fischer und der als Gäste durch ihr Dorf ziehenden deutschen Kauf- und Fuhrleute klangen bei der Verehrung des heiligen Nikolaus zusammen. Jener bat und dankte seinem Schutzpatron für guten Fischfang, dieser flehte an den Flußübergängen für gutes Durchfahren der Furt und gute Weiterfahrt bis zum nächsten Halt. Gerade der Heilige, bei dem die Erinnerung an eine germanische Gottheit, an Wodan, mitsprach, wurde an solchen, von der Natur gefährdeten Stellen besonders gern angerufen. Ganz auffällig ist die Reihe der Nikolaikirchen vor den Toren vieler Städte an den bedeutendsten schlesischen Handelsstraßen des Mittelalters. An der „Hohen Straße“, die von Leipzig nach Breslau führte, finden wir die Nikolaikirchen in Meißen, vor Bautzen, in Löbau (Hauptkirche, der Heilige ist hier Stadtpatron und als solcher auch im Stadtsiegel dargestellt),

vor Görlitz, vor Lauban, vor Naumburg am Queis, vor Bunzlau, vor Haynau (Spital), vor Liegnitz (Spital), vor Neumarkt (Spital) und vor Breslau. Auch bei Ratibor, Neisse, Nikolai OS. und Goldberg finden wir die Nikolauskirchen in dem mit Altstadt bezeichneten Teil des Ortes. An der alten Handelsstraße nach den Balkanländern stehen Nikolaikirchen in Brieg, Krappitz, Cosel, Ratibor und Teschen, ebenso an der Straße nach Osmütz in Brieg, Charnau bei Grottkau, Altstadt Neisse, Niklasdorf und Preiland (Kreis Neisse). So bedingt in Schlesiens die Lage eines Ortes an fischreichen Gewässern oder an einem Flußübergang bei etwa sechzig Gotteshäusern den Schutzpatron. Das ist wahrlich ein schönes Zeichen für die Natur- und Landschaftsverbundenheit unserer Vorfahren. Würde man die geographische Verbreitung der Brückenheiligen, der Heiligenbilder an Wegekreuzungen, Pässen und Ortseingängen untersuchen, so würde noch mehr derartiges altes Brauchtum zutage treten.

Petrus tritt in Schlesiens achtzehnmal als Kirchenheiliger auf, davon nur viermal in Dörfern. Auch hier sprechen manche Anzeichen in den Urkunden und in der Lage der Kirchen dafür, daß neun der Peterskirchen älter sind als die deutschrechtliche Stadtanlage. Zusammen mit den Peterskirchen müssen die Peter-Paul-Kirchen betrachtet werden. In Schlesiens sind es zweiundfünfzig. Wiederum zwanzig davon liegen in Städten, vier von ihnen scheinen älter zu sein als die deutsche Stadtanlage. Die Hälfte der Peter-Paul-Kirchen liegt in Oberschlesiens.

Stanislaus ist in Oberschlesiens als Kirchenpatron beliebter als im übrigen Schlesiens. Walentin kommt nur in Oberschlesiens als Patron vor. Das Patronat Wenzels geht auf den böhmischen Einfluß zurück, unter dem Schlesiens eine Zeitlang stand. Dementsprechend stehen die Wenzelkirchen vor allem an der böhmisch-mährischen Grenze von Schlesiens (Glatz, Teschen, Ratibor). Zusammenfassend können wir folgendes feststellen: bis etwa 1100 haben wir nur Nachrichten über kirchliche Gründungen, über die Gründung des Bistums Breslau und über Klostergründungen. Erst nach Abschluß der langandauernden Kämpfe zwischen Böhmen und Polen (1237) erhalten wir urkundliche Nachrichten über Heiligennamen. Als älteste Kirchen erscheinen dabei sowohl der schriftlichen Überlieferung als auch der Lage nach die Marien-, Nikolaus- und Peterskirchen. Die Piastenherzöge leiteten um 1200 herum eine umfangreiche Reihe von Kloster- und Kirchengründungen ein. Herzog Heinrich I. (1202 bis 1238) berief viele Zisterzienser nach Schlesiens, die den Marienkult besonders pflegten. Im Gefolge der deutschen Kolonisation Schlesiens brachten mittel- und niederdeutsche Bauern und flandrische Siedler ihre Vorliebe für bestimmte Heilige mit (Andreas, Elisabeth, Mauritius, Simon und Juda). Ritter und Soldaten hatten Georg, Michael und Martin zu ihren Schutzheiligen erkoren, so daß deren Patronate an strategisch wichtigen Stellen häufig zu finden sind. Die heilige Hedwig wurde durch ihr Wirken im Lande selbst zu einer der beliebtesten Heiligengestalten im schlesischen Piastenlande. Zeitströmungen bedingten ein stärkeres Hervortreten der Marien- und Annenverehrung um 1500. Landschaftliche Unter-

Schiede waren vor allem zwischen Nieder- und Oberschlesien bemerkbar. In Oberschlesien traten Peter und Paul, Stanislaus und Valentin stärker in den Vordergrund. Martins- und Andreaskirchen fehlen im Gebirge fast ganz, Bartholomäuspatronate suchen wir in der mittelschlesischen Ackerenebene, Katharinapatronate in den westlichen Sudeten und im nordschlesischen Landrücken vergebens. Wenzelkirchen liegen an den westlichen und südlichen Grenzen Schlesiens.

Manches uns noch unbekannte mittelalterliche Brauchtum und mancher vergessene historische Vorgang mag in dieser räumlichen Verteilung der schlesischen Kirchenpatrone zum Ausdruck kommen. Wir können heute nur noch die Folgen, nur sehr selten die Ursachen dieses Brauchtums erkennen, das unseren Vorfahren lebendiger Glaube war. Aus der abseits der heutigen Gedankenwelt liegenden Heiligenverehrung des Mittelalters, aus diesem scheinbar so trockenen Stoff, reden aber noch heute Urväterglaube und ein Stück deutscher Geschichte unseres Schlesierlandes zu uns.



## *Der Summer sterbt*

*Eim Pusche gilba schun die Blaaitla,  
Und moncher Stiel bricht schun atzwee  
Pfeift wu a Määsla, zerpt a Kaaitla,  
Doo klingt doas goar nich lustig meß.*

*Ma horcht; ma hiert a Kummer pfeifa,  
Ma sikt die Blaaitla rut gefärbt,  
Und ma derschrickt, ma koan's begreifa:  
Der Summer sterbt, der Summer sterbt.*

*Karl Klings*

# Verschollene Gemälde Dürers aus schlesischem Besitz

Von Professor Dr. Paul Knötel †

Wenn wir den Gewährsmännern vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts Glauben schenken dürften, hätte Schlesien damals nicht weniger als fünf Werke Albrecht Dürers sein eigen genannt: eine Altartafel mit der Abnahme Christi vom Kreuze und Darstellungen aus seinem Leiden auf den Flügeln eines Altars in der Annakapelle vor dem Slogauer Dome<sup>1)</sup>, ein Haupt Johannes des Täufers, im Besitze des Grafen Hatzfeldt in Breslau, Adam und Eva sowie eine Judith, Eigentum eines Grafen Karl vom Berge und Herrndorf, und endlich eine Zeichnung, Ecce homo, mit zwei Nebenfiguren von 1512 im Besitze von Johann Georg Pauli in Breslau<sup>2)</sup>.

Es ist müßig, die Frage zu erörtern, ob wir es wirklich mit Originalen des großen Meisters zu tun haben, da alle diese Bilder nicht mehr nachweisbar sind. Das Haupt des Täufers ist wohl mit dem Hatzfeldtpalaste auf der Albrechtstraße im Jahre 1760 während der Belagerung von Breslau ein Raub der Flammen geworden. Daß aber der Slogauer Altar nicht von Dürer gewesen sein kann, der 1471 geboren ward, beweist die Jahreszahl 1475, die auf ihm zu lesen war. Darf man aber auch gegenüber den anderen angeblichen Werken von Dürers Hand mindestens starke Zweifel hegen, so lassen sich jedoch zwei gleichfalls verschollene Gemälde aus schlesischem Besitz mit voller Sicherheit als solche nachweisen. Sie waren Eigentum des Bischofs Johannes V. Turzo von Breslau (1506—1520). Dieser war der echte Typus eines Renaissancefürsten, selbst humanistisch fein gebildet und durch seine hohe kirchliche Stellung zum Mäzenatentum gegenüber Wissenschaft und Kunst und deren Jüngern berufen. Daran erinnert noch heut allein in seiner Bischofskirche die Cranachsche Madonna unter Tannen, das Reliquienkästchen von 1511 mit einem byzantinischen Marienbilde und das Sakristeiportal von 1517. Zwischen Breslau und Nürnberg bestanden damals vielfach enge Beziehungen geistiger wie materieller Art. Bei dem Bischofe kamen noch persönliche hinzu. Ein Nürnberger Kind war der spätere Reformator Breslaus, Johannes Hefz, der in Turzo einen stets hilfsbereiten Gönner besaß<sup>3)</sup>. Bürger von Nürnberg war auch ein Bruder des Bischofs, Georg mit Vornamen. Dieser, Georg Caufy, wie ihn Dürer nennt, hatte den Meister 1509 für einen Altar in der Größe des kunstgeschichtlich berühmten Heller'schen Altars in der Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M. 400 Floren angeboten, von diesem aber einen Korb bekommen<sup>4)</sup>. Schon das Jahr vorher hatte der Bischof ein Gemälde Dürers, eine heilige Jungfrau mit dem Kinde, erworben, und es liegt die Vermutung nahe, daß der Bruder Georg der Vermittler gewesen sein könnte. Dürer hatte sich unter dem 24. August in einem Briefe an seinen Freund Heller in Frankfurt a. M. bereit erklärt, das Bild, das in seiner Werkstatt stehe, für 30, ja selbst 25 Floren zu verkaufen, obwohl er es selbst auf 50 Floren schätze. Aber schon am 4. November konnte er ihm melden: „Item Ihr dürfft nach keinem Kaufmann Trachten zu meinem Maria Bildt,

da der Bischoff zu Prezlau hat mir 72 Fl. dafür geben, habs wohl verkauft.“ Mit der wirklichen Bezahlung hatte es allerdings noch lange Weile. Das Mäzenatentum stand nicht immer im richtigen Verhältnis zum Geldbeutel der Mäzene. Und so fragt erst im Jahre 1512 Johannes Turzo bei einem gewissen Wolfgang Hofmann in Nürnberg an, was Dürer für ein solches Bild fordere, da er von ihm gemahnt worden sei und die Schuld begleichen wolle<sup>5</sup>). Mit diesem Schreiben schließt für uns die Geschichte dieses Dürer-gemäldes ab. Es ist verschollen, und es dürfte wohl auch kaum jemals gelingen, es in einem der Marienbilder des Meisters wieder zu erkennen<sup>6</sup>).

Während dieses Gemälde in dem Schrifttum über Dürer und in der schlesischen Geschichts- und Kunsthistorie schon öfters gedacht worden ist, ist das andere bisher nur ganz nebenbei erwähnt worden. Es stellte Adam und Eva dar. Daß es sich hier auch um ein Dürersches Original handelte, beweist die Überschrift von drei Epigrammen, die ein Zeitgenosse darauf gedichtet hat: In tabulam ab Alberto Durer artificum huius seculi principe depictam<sup>7</sup>). Ihr Verfasser war auch ein besonderer Günstling des Bischofs Turzo, der 1493 (?) in Schweidnitz geborene und 1539 in Wien gestorbene Humanist Caspar Urjinius Velsius<sup>8</sup>). Wenn er diese Epigramme nicht im Auftrage des Bischofs gemacht hat, der als echter Humanist auch selbst lateinisch dichtete, so mag er sie ihm doch wohl gewidmet und damit seinen Beifall gefunden haben. Sie lauten:

Pictus hic a ficto primum nil distat Adamo  
 Dissimilisque isti nec prior Aeva fuit.  
 Quos prius omnipotens divino numine finxit  
 Humana Albertus pinxit et arte nova.  
 Pene pari inter se studio concurrere visi  
 Pictor hic Albertus, pictor et ille deus.

Angelus hos cernens miratus dixit, ab horto  
 Non ita formosos vos ego depuleram.

Forma alios aliasque rapit pulcherrimus Adam  
 Nam cur dissimilem me magis Aeva tenet<sup>9</sup>).

Übrigens hat Urjinius auch die schon erwähnte Madonna unter Tannen von Lucas Cranach besungen, und zwar nach einer Nachricht, die ich nicht kontrollieren kann, im Auftrage des Bischofs:

Viderit hanc virgo tabulam, dubitabit uter se  
 Pinxerit, hic Lucas noster an ille prior<sup>10</sup>).

Der Lukas prior ist der Evangelist dieses Namens, der nach der mittelalterlichen Legende Maler gewesen sein soll. Noch heute gibt es in zahlreichen Kirchen alte Marienbilder, die ihm früher zugeschrieben wurden. Man wird diese Epigramme weder tief, noch allzu geistreich finden. Aber schließlich ist die Pointe sauber herausgearbeitet, und, was den damaligen humanistisch gebildeten Menschen die Hauptsache war, Versmaß und Latein sind

untadelhaft. So wird auch Johannes Turzo seine Freude an diesem Lob seines Kunstbesitzes gehabt und sie gewiß seinem Günstling mündlich oder schriftlich geäußert haben. Aus seiner Erbschaft ging das Gemälde der Stammeltern in den Besitz der Kapitelsbibliothek über und hing bis zum Jahre 1525 in dieser, dem jetzigen Hauptraume des Diözesanmuseums. Nun erschien in der Kapitzelsitzung vom 18. Januar dieses Jahres der Marschall des Fürstentums Ols Petrus von Hase, genannt Redlich, mit einem anderen Edelmann und trugen die inständige Bitte des Herzogs Karl I. von Münsterberg=Ols vor, es möge ihm das Bild als Geschenk gegeben werden. Er habe es als Ehrengeschenk für die Königin von Ungarn bestimmt und könne deren Gunst und Gnade für die Kirche und deren Kapitel versprechen. Dieses erfüllte auch die Bitte, da es einjah, es könne sie nicht abschlagen, ohne den heftigen Unwillen des Herzogs zu erregen. Noch am Vormittage wurde das Bild abgeholt<sup>11)</sup>. Hat die Königin von Ungarn, Maria, die Gattin des im folgenden Jahre bei Mohacz gefallenen Königs Ludwig, das Bild auch wirklich erhalten? Man kann daran zweifeln. In dem der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden gehörenden Exemplar der Gedichtsammlung des Ursinus Velius hat der erwähnte Johann Hefz, dem es einst gehörte, eingetragen: in arce Francesteinensiest<sup>12)</sup>. An der Richtigkeit dieser Tatsache ist nicht zu zweifeln, da Hefz enge Beziehungen zu dem Herzoge hatte. Dieser war zu der Zeit, als er das Gemälde erhielt, mit dem Neubau seines Residenzschlosses in Frankenstein beschäftigt, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, daß er es zum Schmuck desselben verwenden wollte<sup>13)</sup>. Ist es aber wirklich noch in die Hände der Königin Maria gelangt, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß es in den großen Kunstbesitz des Habsburgischen Hauses übergegangen ist, da sie aus diesem stammte, Schwester Karls V. und Ferdinands I. Soviel ich weiß, gibt es nur ein Gemälde Dürers, das die Stammeltern darstellt, nämlich die beiden getrennten Tafeln im Pradomuseum in Madrid von 1507. Sie erscheinen erst am Ausgang des 17. Jahrhunderts in den Inventaren der Sammlung, nach anderer Überlieferung sollen sie aus der Sammlung Philipps IV. (1621—1665) stammen<sup>14)</sup>. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die Tafeln aus dem Besitz der österreichischen Habsburger in den der spanischen übergegangen und mit unserem Gemälde identisch wären. Der Preis der Schönheit der beiden Menschen, besonders der „pulcherri-mus Adam“, würde gerade auf die Pradbilder sehr gut passen. Aber Sichereres läßt sich bei dem Bestande des Quellenstoffes nicht feststellen, wenn überhaupt das Gemälde noch von Frankenstein weggekommen ist. War das nicht der Fall, so ist es wohl auf Nimmerwiedersehen untergetaucht, als 1646 der kaiserliche Feldmarschall Montecuculi das Schloß zerstörte, nachdem die dazu herangezogenen Bürger und Bauern alles, was man forttragen konnte, als willkommenen Beute an sich genommen hatten<sup>15)</sup>. Wir erinnern uns aber aus dem Anfange dieses Aufsatzes auch, daß sich ein Gemälde Dürers gleichen Inhalts im 18. Jahrhundert im Besitze eines Grafen vom Berge und Herrndorf befunden haben soll. War das etwa das Frankensteiner, wenn es überhaupt von dem Nürnberger Meister stammte? Über Vermutungen kommen wir nicht hinaus.

Zum Schluß müssen wir noch eines verschollenen Dürergemäldes gedenken, das insofern hierher gehört, als es einen Schlesier darstellte, wenn es bei dessen unstemem Wanderleben vielleicht auch niemals in Schlesien selbst gewesen ist. Es stellte Ursinus vor und ist von ihm selbst am angeführten Orte auch mit einem Epigramm bedacht worden:

De imagine sua ab ipso Alberto picta:

Ursinus si vocem addas, ipsissimus hic sit,  
Hunc dubites pictor fecerit an genitor<sup>10)</sup>.

Sehr originell wird man es nicht finden. Es wandelt eigentlich nur den Grundgedanken des ersten Epigramms über das Bild von Adam und Eva etwas ab.

<sup>1)</sup> „So von dem weltberimbten Mahler Albert Anno 1476 gemahlt worden“ (Schlef. Vorzeit i. B. u. Schr., alte Folge IV. Bd. S. 634).

<sup>2)</sup> A. Schulz, Schlesiens Kunstleben im 15.—18. Jahrhundert, S. 27 f. Anm.

<sup>3)</sup> S. Vauch, Johann Thurzo und Johann Hefz. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlef., 36. Bd. 1. Heft, S. 193 ff.)

<sup>4)</sup> A. Gumbel, Dürers Bildnis des Ehepaars Thurzo, Straßburg 1928.

<sup>5)</sup> S. Luchs, Bildende Künstler in Schlesien (Zeitschr. d. V. f. Gesch. Schlef., 5. Bd. S. 11).

<sup>6)</sup> Schlesiische Monatshefte, 5. Jahrg. 1928, S. 140.

<sup>7)</sup> Casparis Ursini Veli Germ. Siles. poematum libri quinque ex inclita Basilliea apud Joannem Frobenium An. MDXXII (1522) u. verso.

<sup>8)</sup> Sein Leben von S. Heckel im 4. Bd. d. Schlef. Lebensbilder, S. 12 ff.

<sup>9)</sup> Auf einem Gemälde von Albrecht Dürer, dem Fürsten der Künstler dieses Jahrhunderts:

Ganz gleicht hier der gemalte dem gotterhoffenen Adam,  
Auch die Eva im Bild jener im Paradies.  
Die der Allmächtige einst aus göttlichem Geiste gebildet,  
Schuf mit menschlicher Kunst Albrecht im Bilde aufs neu.  
Scheint's, als wären sie beide in gleichem Wettstreit gestanden,  
Albrecht der Maler auf Erden, dort der allmächtige Gott.

Hätt' sie der Engel geschaut, bewundernd hält' er gesprochen:  
Nicht aus Eden vertrieb ich ein so herrliches Paar.

Durch die Gestalt reißt hin der wunderherrliche Adam,  
Seinen Bewunderern ungleich mich fesselt Eva durch Anmut.

<sup>10)</sup> Würde die Jungfrau schaun das Gemälde, so würde sie zweifeln, ob unser Lukas es schuf oder der Evangelist.

<sup>11)</sup> Acta capituli von 1520—34 im Breslauer Diözesanarchiv. übrigens scheinen die damaligen Domherren sich des Wertes eines Gemäldes von Dürers Hand nicht bewußt gewesen zu sein, da es im Protokoll heißt: imaginem Adami et Evae per quendam N. (!) Dürer pictorem graphice pictarum (ein durch einen gewissen N. Dürer zierlich gemaltes Bild von Adam und Eva).

<sup>12)</sup> Es befindet sich in der Frankensteiner Burg. Danach ist zu verbessern, S. 200, Anm. 5 des in Anm. 3 erwähnten Aufsatzes, wonach diese Bemerkungen in dem epistularum et epigrammatum liber des Ursinus, Wien 1517, stehen solle.

<sup>13)</sup> Lutsch, Kunstdenkmäler Schlesiens, 2. Bd. S. 114.

<sup>14)</sup> A. v. Mayer, Meisterwerke der Gemäldesammlung des Prado in Madrid, München 1922, S. 6, Klassiker der Kunst, IV. Bd. Dürer, 4. Aufl. S. 414.

<sup>15)</sup> J. A. Ropieź, Kirchengesch. d. Fürstent. Münsterberg, S. 190.

<sup>16)</sup> über sein von Albrecht selbst gemaltes Bildnis:

Zügst Du die Sprache hinzu, so wär' Ursinus es selber,  
Zweifeltst, ob ihn geschaffen der Maler oder der Schöpfer.

## Zwei neue Geschichten vom Alten Fritz

Von Erich Emmerling

Tief drinnen im Walde war es kühl und düster, nur spärlich drang Sonnenlicht durch die dichten Baumkronen. Gestrüpp und Strauchwerk rankte mannshoch zwischen Riefeln und Birken, Fichten und Eichen empor und hielt jeden Eindringling ab, sich tiefer in den Wald vorzuwagen. Und doch hatten gerade dieses Dickicht Menschen aufgesucht, hatten ihre Habe und ihr Vieh hier hinein versteckt, weil es Schutz bot vor dem Feinde.

Draußen an der Querstraße, einem Feldwege zwischen den Nachbargemeinden Soor und Prausnitz, lag das Hauptlager der Preußen, und an der großen Riefer dort hart am Wege schlachteten sie das Vieh aus, das sie in den Dörfern requiriert haben. Viel fanden sie nicht. Wem die Kriegszeiten nur noch halbwegs ein Stück Rind oder ein Pferd oder eine magere Ziege gelassen haben, der ist damit in die dichten Wälder geflüchtet, in die dichten Wälder, durch die die preußischen Reiter nicht hindurch können, und verbirgt sich dort mit dem Reste seiner kargen Habe. Auch der Peitzker Christoph aus Nr. 59 ist mit seiner letzten Kuh und seinem einzigen Pferde in den Wald geflüchtet, nur eine Ziege ließ er für den Hausbedarf im Dorfe zurück.

Nun hockt er im Gestrüpp und wartet, wartet auf die Nacht, in deren Schutze er seine beiden Tiere noch weiter wegführen wird. Da . . . Pferdegetrappel, Christoph horcht auf, er erschrickt, wenn sie ihn doch finden, ihm sein Pferd wegnehmen? Sie sollen ja großen Pferdemangel leiden, aber er braucht doch seinen Gaul auch, jetzt, wo die Erntezeit vor der Türe steht! Das Pferdegetrappel kommt näher, man hört die Äste krachen, die Reiter brechen durchs Gebüsch, grad auf ihn kommen sie, hilf, Himmel! Laß sie vorüberziehen, Muttergottes! laß sie mich nicht finden! Fast scheint es, als ob die Reiter abbiegen, da, Peitzkers Pferd wiehert laut auf, es hat die andern Tiere gespürt und freut sich auf Kameradschaft. Nun ist alles verloren. Die Reiter haben das Pferd gehört, kommen dem Schall nach und finden den Peitzker Christoph samt Pferd und Kuh, und nun hilft weder der Herrgott noch die Muttergottes: Die Kuh wird zum Schlachten mitgenommen, und das Pferd braucht man notwendig für den Heeresdienst.

Was hilft dem Bauern sein Bitten und Jammern! Die Preußen sind jetzt die Herren und nehmen sich, was sie brauchen und wo sie's finden. Er fällt dem Anführer des Trupps in die Zügel.

„Habt Erbarmen, gnädiger Herr! Laßt mir den Gaul! Brauch ihn zur Ernte! Kann . . .“

„Wir tun nur unsre Pflicht. Halt Er's Maul, und wenn Er durchaus jammern will, geh Er zum König! Von uns bekommt Er sein Pferd nicht mehr und die Kuh auch nicht. Adio!“

Als nun der Bauer noch immer nicht einsehen konnte und weiter um sein Pferd bat und schrie, man möge doch ein Einsehn haben, drohte ihm der Truppführer mit Prügel. Da wußte der Bauer, daß nichts auszurichten sei und ließ ihnen Ruh und Pferd.

Am Abend aber machte er sich auf ins Dorf, wo der König im Gasthause sein Absteigequartier genommen hatte. Lange wartete er auf eine günstige Gelegenheit, zum Könige in die Stube zu schlüpfen und ihm seine Beschwerde vorzubringen. Endlich war er drinnen. Der König saß abgewandt an dem großen Wirtstische, hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt und dachte über einer bunten Karte nach, die größer noch als der Tisch war, zeichnete auch wohl ab und zu mit der linken Hand ein paar Linien ein, was dem Bauer recht seltsam deuchte. Der stand verlegen bei der Tür, allein mit Fridericus in der niedrigen Stube, und wagte kaum zu atmen.

Der König bemerkte ihn nicht. Er war viel zu beschäftigt mit seiner Karte, um die heißen Blicke des Bauern zu spüren. So also sah der Mann aus, der die Kaiserin besiegt, von dem soviel Wunderdinge berichtet wurden, der sein Leben lang Kriege führte und dabei doch seinem Lande so unzählig viel Gutes erwiesen. Und dieser kleine Mann, der schon manches Unrecht wieder gutgemacht hatte, würde auch ihm sein Pferd zurückgeben, wenn er ihn nur schön darum bitten würde.

Der Bauer wagt einen Schritt vorwärts gegen die Stubenmitte zu. Dabei kracht die Diele, der König fährt herum und erkennt im Dunkel des Hintergrundes Christophs hohe Gestalt.

„Was will Er da? Spioniert Er etwa?“ herrscht er den Bauer an. Der ist so verduzt, daß er keine Antwort weiß.

„Was schleicht Er sich hier ein?“

„Majestät . . . halten zu Gnaden . . .!“

„Ich halte! — Sag Er schon, was Er will!“

Die wohlüberlegte Rede des Bauern verkürzt sich zu einem einzigen bittenden, unterdrückten Schrei:

„Mein Pferd, Majestät!“

Der König muß lächeln.

„Hab ich sein Pferd?“

„Eurer Majestät Reiter nahmen's mir weg, und ich brauch's so dringlich. Kann nicht sein ohne meinen Gaul.“

Der König wundert sich über den hochdeutsch Sprechenden Bauer.

„Komm Er näher zum Picht! — Fürcht Er sich nicht. Gefressen habe ich bis dato noch keinen.“

„Seinen Gaul bekommt Er nicht, wir brauchen Pferde zum Kriegführen. Spann Er sein Weib vor die Egge!“

„Majestät, Erbarmen! — Mein Weib ist krank.“

„Und seine Kinder?“

„Eins liegt in der Wiege, eins fiebrig im Bett. Und das älteste, der Seffla, starb vorges Jahr am Hunger. Da hatten wir noch weniger wie heut. Wenn wir Alten lieber gestorben wären! Mußten's mit ansehn, wie das Kind am Hunger und Sieber verstorben ist — Majestät!“ — —

Friedrich schwieg. Er fuhr mit dem Zeigefinger die Linien auf der Karte nach und dachte dabei an die vielen Schlachten, die vielen Gefechte und die vielen Treffen, die er schon geführt. Und immer hatte man ihn gezwungen, wieder neues und neues Elend über die Länder zu bringen, niemals gönnte man ihm Ruhe, Preußen im Frieden großzumachen. Seine Gedanken schweiften ab, er vergaß den Bauer, und als der ihn durch eine Bewegung aus fruchtlosem Sinnen aufweckte, mußte er sich erst besinnen, was der Mann von ihm wollte.

Dann griff er nach dem Federkiel, zog ein Blatt Papier aus einer Schachtel, die auf der Landkarte lag und schrieb ein paar Zeilen darauf. Das Blatt reichte er dem Bauer.

„Hier! Geh Er damit morgen ins Hauptlager, man wird Ihm daraufhin sein Pferd ausliefern. Und nun mach Er, daß Er fortkommt von hier!“

Christoph wollte sich bedanken, der König litt es aber nicht, und der Bauer benützte die Gelegenheit, als ein Meldereiter kam und Bericht erstattete, aus der Thür zu wischen. Kaum konnte er den Morgen erwarten; mit dem ersten Grau des frühen Tages machte er sich auf den Weg ins Hauptlager an der Querstraße, sein Pferd auf Grund der königlichen Anweisung zu holen. Von weitem schon erkannte ihn das Tier, wieherte ihm entgegen, und Christoph zeigte seine Anweisung vor, die ihm das Pferd zurückgab. Aber die Soldaten konnten es nicht entbehren, jedes einzelne Tier war ihnen zu wichtig. So schickten sie den Bauer mit einer Rückantwort zurück zum König.

Wieder stand Christoph Peitzker vor Friedrich dem Großen. Diesmal recht kleinmütig und verzagt, er glaubte selbst nicht daran, noch einmal beim König Verständnis zu finden.

„Majestät, ich brauch aber das Pferd!“ wagte er, als Fridericus den Zettel des Wachtmeisters gelesen hatte.

„Hör Er, das Pferd ist uns wichtiger und nötiger. Damit Er aber den Preußenkönig nicht etwa einen Pferdedieb schimpfe, will ich ihm seinen Gaul abkaufen. Was ist er ihm wert?“

„Ich kann's nicht einmal verkaufen, ich brauch's zur Ernte.“

„So bekommt Er die Ernte auch bezahlt!“ sagte der König gutmütig. „Doch spute Er sich mit seiner Rechnung!“

Christoph überlegte. Dann versuchte er eine Zahl, von der er selbst kaum hoffte, sie ausbezahlt zu sehen.

„Fünf Dukaten, Majestät!“

„Er hätte ruhig zehn sagen können, Er hätte sie bekommen. Geld haben wir.“  
Als der Bauer das Pferd ordnungsgemäß verkauft und bezahlt erhalten hatte, erinnerte sich der König noch einer Sache.

„Sag Er, kann Er Milch liefern? Uns fehlt nicht nur Pferd und Schlachtvieh, sondern auch Milch. Und die hat mir gerade der Leibmedicus verordnet! Soll Milch trinken wie ein kleines Rind!“

Also ward der Peitzker Christoph aus Nr. 59 außer Kostäuscher sogar königlich preußischer Hofmilchlieferant, was ihm wohl niemand an seiner Wiege prophezeit hätte. Das alles begab sich im Juli Anno 1778, da man den Bayrischen Erbfolgekrieg spielte. Viel ist nämlich damals nicht geschehen, weshalb man diesen Krieg später wohl auch den Kartoffelkrieg oder den Zwetschkenrummel nannte. Im September gleichen Jahres lag dann die gesamte preußische Heeresmacht hinter dem Städtchen Schatzlar und lagerte daselbst vom Galgenberge bis Pampersdorf, Berggraben, Königshan und Schwarzwasser. Auf den Schatzlarer Bergen stand ein Regiment Infanterie, und in den Wäldern bei Rehorn lagen Jäger.

\*

Und nun will ich die andere Geschichte erzählen, wie der Preußenkönig, was wohl nur sehr wenige wissen dürften, Schatzlarer Bürger und kaiserlicher Untertan wurde.

Fridericus hatte sein Quartier in Schatzlar genommen, in dem kleinen Häuschen Nr. 130 hinter der Stadt, das einem Schuster gehörte und später vom Totengräber bewohnt wurde, nun aber schon vor vielen Jahren abgebrannt ist.

Obbesagtes Häuschen gefiel dem König ganz gut, hatte aber ein unangenehmes Ubel: jedesmal beim Feueranmachen gab es in der Stube einen mächtigen Rauch, da in dem Hause noch ein offener Herd war, auf dem der königliche Diener nicht einzuheizen verstand. Um nun den lästigen Rauch zu vermeiden, ließ der König einen richtigen Kamin herstellen, wobei er jedoch auf eines ganz und gar vergaß, nämlich seinen gestrengen Hausherrn, den Schuster, um dessen Einwilligung zu fragen. Kein Wunder also, wenn sich dieser Biedermann über die Eigenmächtigkeit erboste, mit der Preußens König in fremdem Besitze schaltete. Anstatt dem Könige für die kostenlose Errichtung eines vorzüglichen Kamins zu danken, gab ihm der Schuster, als er davon erfuhr, alle schlechten Titel, die ihm gerade einfielen und er auf den König für passend erachtete.

„Da Laiteschind'r, da Raib'rkienich, da kleene Kriepl mit sem Schteckla, da wellt do ai mem Hause rimbaun? Wenn's 'm drin nej pošte, braucht ha jo nej raiziehn. 's hot jo kenn'r noch'm geschickt! Od'r dos wellt ich mr oahn! Dam nieschnitzicha Kalle geich mr noch a Runza!“

„Wos tehtste denn do macha wella, Schust'r?“ unterbrach ihn da ein Nachbar. Darauf wurde der streitbare Schuhmacher sehr verlegen, wußte im Augenblick nichts zu sagen und ging weg. Gute Freunde aber, die Belohnung erhofften, hinterbrachten dem Könige, wie schlecht sein Hausherr auf ihn zu sprechen sei.

Der König mußte herzlich lachen.

„Ganz so unrecht hat der Mann ja nicht. Man hätte ihn erst um Permission fragen müssen. Das war Pflicht des Mieters. — Hol man mir den Schuster!“

Und der Schuster wurde vor den König gebracht. Unheimlich ward ihm vor den harten Augen Friedrichs, er sah sich bereits im Winde schaukeln, als ihn der König anfuhr:

„Er hat es also gewagt, Kritik zu üben an einem königlichen Befehle? Da, seh Er selbst, ist der Ramin nicht gut gelungen?“

Der Schuster wußte anfänglich nichts zu sagen. Aber dann erwachte der alte Trotz in ihm, und er ließ seiner Meinung ungehemmten Lauf.

„Od'r frocha hett'r mich doch kenna, Majeschteet! Am Ende bin holt doch ich da Hausherr und Ihr bluß mai Miet'r, un noch d'rzuhne a werklich ungebatener!“

Jetzt gaben die Umstehenden nichts mehr für den Schuster. So grob war dem Könige noch niemand gekommen. Alle warteten auf ein Donnerwetter. Fridericus aber sagte lediglich:

„Er hat vollkommen recht!“ griff nach einer Schatulle, zog eine Rolle Taler heraus und fragte:

„So werd ich Ihm sein Haus eben abkaufen müssen, damit ich den schönen Ramin nicht etwa wieder einzureißen brauche. Was verlangt Er dafür?“

„Siebzich Reichstaler!“

„Dal“ Und der König zählte dem erfreuten Schuster eigenhändig siebzig Reichstaler in die Hand.

Durch diesen Hauskauf aber wurde Friedrich der Große Bürger zu Schatzlar und kaiserlicher Untertan.



# Der große Sinn

## Legende von Hermann Lüderitz

Es war kein Tag mehr, und es war keine Nacht mehr. Es war keine Erde mehr, und es war kein Himmel mehr. Die Erde lag zerrissen und umgepflügt, von Eisen und Sprengkraft viele Klaster tief. Die Luft war durchglüht vom Feuer, zur Nacht durchleuchtet von Blitzen und Flammen und am Tage erfüllt vom Qualm und Staub berstender Erde. Und im Wehen des Windes hing der Gifthauch des Gases.

So stand die Kreatur im Wüten der Materialschlacht, der Mensch, ausgelöscht in seinem Sein und doch daraus hervorragend hier und da, wie Bergespitzen über den Orkanen des Unterganges.

Er saß da, der Mensch Soldat, im Trichterfeld voll Schlamm und voll Leichen und harrte der Schritte des Schicksals, die um ihn gingen, ob sie ihm ein Stück Eisen bringen würden, wie den andern, ob der Vorstoß des Feindes oder der eigene Gegenstoß vorbrechen würde. Er harrte, nicht denkend, nicht wissend, ein Bündel Menschenfleisch und Menschenknochen inmitten der Hölle, die sein Geist erfonnen und angeheizt hatte im Laufe der Jahrhunderte.

Das war der Krieg, der große Krieg, der Jahr um Jahr dauerte und bis an das Ende aller Tage zu gehen schien. Oder war das schon das Ende aller Tage, der Kampf der Götter mit den Mächten der Finsternis, der Untergang der Welten mit all ihrem Guten und Bösen? War es das Ende des Menschengeschlechtes, wo der Mensch hilflos, wie sein kindlich tierischer Ahn im Morgenrot der Zeit vor den Gewalten der Elemente schaudert? Bleich hockte er da zwischen den zerfetzten Leibern seiner Brüder und hätte sich nicht retten können aus der Hölle, auch wenn ihn die Angst und Sehnsucht um das eigene Leben von der Pflicht und von den andern fortgetrieben. Die Götter kämpften um ihn her und ließen die ehernen Würfel dröhnend über ihm rollen. Seine eigenen Götter waren es, die er eingesetzt über sich, die ihn führten und stärkten und die ihn vernichteten. Die Geister der Menschen waren die Götter, die miteinander fochten wie die Titanen der Vorzeit.

Schicksalhaft tobte der Kampf, schicksalhaft rollten die Würfel über Tausenden und Millionen, über den Völkern und über der Welt. Und der kleine Soldat Mensch saß im Schlamm zwischen zerfetzten Leibern und starrte in die tobende Luft. — „Wann kommt der Tod?“ fragten die Augen in das große Toben hinein, ohne daß der Kopf dachte und Worte formte. Aber der Tod kam nicht zu allen. Er nahm hier einen und dort einen, er nahm viele. Doch viele blieben und hockten in den Löchern und harrten des Todes und des Feindes. Als aber der Feind kam, da standen sie wieder auf, bleich und kaum lebend, und doch voll eiserner Kraft, daß sie den Feind abwehrten und den Fußbreit Boden behielten, der sie vor dem Eisenhagel barg. Weiter ging es so, wie es Jahre gegangen. Zwischen den Tagen der Ruhe die Wochen der Hölle, bis der Himmel und die Erde vor den Augen schwanden und nur noch die Hölle blieb, darin die Dämonen wüteten.

Die Hölle brütete und kochte. Sie brütete neue Geister und Dämonen aus . . . In ihren Winkeln, aus ihren Höhlen und Tiefen schrie es auf. — Der Schrei der Kreatur: „Warum!“ Warum die Hölle, wo Himmel und Erde waren und mit Lieblichkeit und Frieden den Menschen umgaben? Der kleine Soldat Mensch im Trichter voll Schlamm fragte es. Es kam aus seiner zermarterten Seele.

Waterland, sagte er. Das Waterland verteidigen muß ich. — Er lachte heiser. Wo ist das Waterland? Was nützt es, das Ringen Jahr um Jahr, das Kämpfen mit den Mächten der Hölle. Deutschland! Er hatte das Wort schon lange nicht mehr ausgesprochen. Was war das für ein Wort? Was war es mit Deutschland — da verhungerten sie, seine Frau, seine Kinder, seine Mutter. Es half ja alles nichts. Warum schrie seine Seele so? Er hatte auch solchen Hunger im Leibe und in der Seele. Wo ist Deutschland? Ist es noch da, um verteidigt zu werden? Und wer soll es verteidigen? Die Bündel von Menschenfleisch und Menschenknochen! Die Lebenden sind nicht mehr lebendig, der Tod geht zwischen ihnen wie der Schnitter zur Ernte. Er läßt die andern neben ihnen, zerrissen und unbestattet. Wo ist das, was Deutschland zu nennen die Gewohnheit brachte? Da hinten, irgendwo, hungert und verdirbt es im Elend.

Der deutsche Soldat bleibt im Trichterloch. Das Kommando ist über ihm. Er hungert und kämpft und sieht den Tod an sich vorübergehen. „Ich komme morgen“, grüßt sein bleicher Schädel. So geht die Zeit.

Drüben hocken auch welche in den Löchern, bleich und stumpf, Not im Herzen und die Frage im Gehirn: Warum? — Warum also, wenn auf beiden Seiten warme Menschenherzen die gleiche Not tragen? Warum nicht Ende und Friede? Aber das Kommando steht über ihnen, hier wie dort. Der Wille ist hinter ihnen, das Waterland. Sie verteidigen alle ihr Waterland, wollen es mit ihren Leibern schützen vor dem Untergang. Aber nein, so ist es wohl nicht. Nicht alle verteidigen ihr Waterland.

Sie haben sich gegen Deutschland erhoben ringsum, Nachbar um Nachbar. Deutschland blühte und wurde groß und reich im friedlichen Fleiße. Da kamen die andern, die träger waren und müder und ließen den Neid groß werden und stachelten ihre Eifersucht und fürchteten sich vor der Kraft Deutschlands und der Macht seines friedlichen Fleißes. Bünde schlossen sie ringsum und Verträge und rechneten und sann, wie sie es zerstören könnten. Deutschland aber ging seinen friedfertigen Weg, seinen Reichtum nur schützend mit Eisen und Waffen, doch niemandem zuleide. Frei und unbekümmert schritt es dahin, wie Siegfried durch den Wald der lauernden Ungeheuer. Sein Gewissen war frei und unbefehwert von Arglist. Aber als es dunkel und einsam geworden, fielen sie über den deutschen Siegfried her, aus den Schluchten der Finsternis und des Hasses, aus den Dschungeln des Neides und der Habgier. In den Tälern der eigenen Schwachheit sammelten sie alles um sich, was schwach und niedrig war und keine Kraft besaß, zu gewinnen außer im Raube und Überfall. Aber Siegfried, der ewige Deutsche, stand auf seinem einsamen Wege. Er schaute sie alle der Reihe nach an und lachte ihrer großen Zahl.

So viele gegen einen, da kann sich wahrlich selbst keiner viel zutrauen. Und er rührte seine Arme, ohne lange nachzudenken, und schlug mit gewaltigen Schlägen nach rechts und nach links, nach vorn und nach rückwärts. Sie schrien auf in wehem Schmerz. Betroffene taumelten und stürzten in den Schlund des Verderbens. Doch ihrer waren viele. Und immer neue kamen, angelockt von Neid und Verleumdung. Die Schwachen bargen sich zitternd und zögernd hinter den Stärkeren. Nur bei der Beute wollten sie dabei sein. So kämpfte der Riese Siegfried, Siegfried, der deutsche Soldat, auf allen Schlachtfeldern der Erde, auf allen Ozeanen. Siegfried, der bleiche, schmutzige Feldgraue, im Trichter voll Schlamm und Leichen.

Er kämpfte Jahr um Jahr, ausgemergelt, den Tod neben sich in allen Gestalten, welche Menschen ersinnen können, und fühlte die Frage aufsteigen aus Rot und Eisen und Gas und Verzweiflung: Warum? Was ist denn noch als der Tod und der Wahnsinn? Die Schauer des Todes durchwühlen den Leib. Aber er weiß, er darf nicht weichen, und er wird nicht weichen.

Da tritt der Tod, der zehntausendmal an ihm vorüberging, nahe an ihn. Bruder, sagt er, fürchte dich nicht. Und er windet sich im Schmerz der tödlichen Wunde. Nun ist es auch ihm geschehen, was er so oft neben sich sah.

Das Licht entflieht. Ein hohes Rauschen ist über ihm in der Nacht. Die Flügel der Walküre rauschen, und Arme nehmen ihn auf. Da geht von neuem, wie an wunderbarem Tage, eine strahlende Sonne auf, die öffnet einen heiteren Himmel und leuchtet golden über blühendes Land. Er liegt wie ein Kind in den Armen, die ihn tragen, noch Schrecken im Herzen. Aber er schaut auf, zu einem hohen Gesicht über ihm. Trägt das nicht die Züge der Mutter? Doch es ist die Walküre. Die reitet mit ihm über weites Land. Führt sie ihn heim? Und sie zeigt ihm wogende Felder, das Dunkel des rauschenden Waldes, mächtige Städte und liebliche Dörfer, und sie weist ihm alles, die Älten, die heimgelieben, die Felder zu bestellen und die Waffen zu schmieden, die Mütter, die Kinder aufziehen zum neuen, starken Geschlecht. Sie reitet mit ihm über die Berge, wo Nebel wallen und die Donner geboren werden, wo sich der Blick weit austut über Land und Meer. Siehe, das ist dein Vaterland, spricht sie, mit Vätern und Müttern, mit Kindern und Enkeln, mit seinen Werkstätten und den Schätzen seiner Erde, mit seinen Feldern und den Schönheiten seiner Hügel, mit seinem Glück und seiner Verzweiflung, mit Sonnenschein und Sturm. Das ist Deutschland, dein Vaterland, für das du gekämpft und gelitten, um das du gestritten, begrüßt zu werden von den Stimmen der Väter, die siegreich vorangelebt hatten.

Und nun wußte er, es war nicht umsonst gewesen, Schmerz, Hunger, Leid und Tod. Es schwebte ein Hauch zwischen ihnen, von den Vätern hernieder aus ewiger Klarheit, von den Enkeln herauf, aus Kampf und Not — die ewige deutsche Seele, der Weg des ewigen Kampfes mit Menschen, Göttern und Dämonen und die Reinheit in Leid und Kampf.

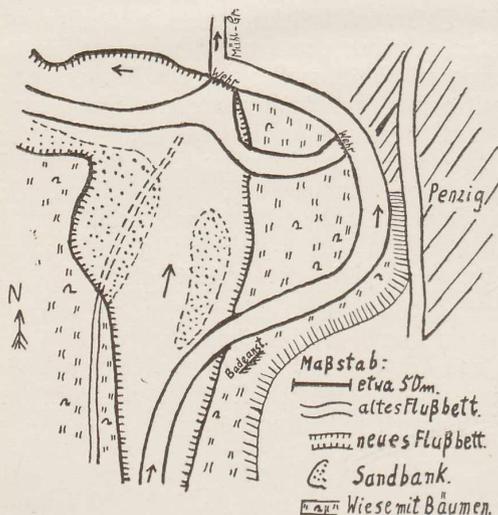


# Ein Fluß schafft sich ein neues Bett

Der Durchbruch der Görlitzer Neiße bei Penzig am 17. 2. 1935

Von Dr. Schulz

Nur unklare Vorstellungen herrschen vielfach von der elementaren Kraft des Wassers, das mächtige Gebirgsstöcke zertalt und noch so große Hindernisse überwindend sich seinen Weg bahnt. In den Schluchten und Klammern der Hochgebirge läßt sich am deutlichsten die unermüdliche Tätigkeit der jungen Quellbäche erkennen. Aber auch die sich durch breite Talauen windenden Flüsse können durch besondere Ereignisse wieder jugendlichen Charakter annehmen und das Landschaftsbild wesentlich verändern. Dies zeigte am 17. Februar dieses Jahres die Görlitzer Neiße bei Penzig, einem Industrieort der Oberlausitz nördlich von Görlitz. Ihr Gefälle wurde durch Schmelzhochwasser gesteigert. Dies war der äußere Anlaß dazu, daß sie ihr altes Bett verließ. Ohnmächtig mußte der Mensch zusehen, wie die Wassermassen, die alles vernichteten, was sich ihnen in den Weg stellte, der alten Flußlandschaft in kurzer Zeit ein ganz neues Gepräge gaben. Bis auf eine Schlinge war der Lauf der Görlitzer Neiße bei Penzig geradegelegt worden. In dieser Schlinge, an der eine Badeanstalt liegt, näherte sich der Fluß einer Steilkante und wurde am Ende der Windung von zwei Wehren gestaut. Durch einen Mühlgraben führten die Wehre einer Pappfabrik und einem Elektrizitätswerk Wasser zu. Bisher wurden die Wiesen am linken Ufer des Flusses bei Hochwasser überschwemmt und das Wasser fand durch den sogenannten Zodler Riß seinen Weg ins Flußbett zurück.





Durchbruch der Görlitzer Neiße bei Penzig - Blick von der Badeanstalt auf die durch Sand- und Schotterablagerung zum Totarm gewordene Schlinge. Im Hintergrund das neue Flußbett



Etwa 2 Meter tiefer Einschnitt  
des neuen Flußbettes  
in das Ackerland



Aufn.: Fris Wiedermann

Schlesiens ältester Wasserturm in Würben

Jodel ist ein Dorf links der Görlitzer Neiße. Um die Wiesen vor den schadenbringenden Überflutungen zu schützen, baute man unlängst einen Damm, der eine Ausuferung des Flusses verhindern sollte. Die Katastrophe zeigte jedoch, daß die Neiße sich ihren Weg nicht vorschreiben ließ. Die Wehre konnten das Hochwasser nicht mehr bewältigen, so daß es sich fluslauf staute. Auf diese Weise steigerte sich das Gefälle, das für die etwa 150 m lange gerade Strecke 2 m betrug — vom Anfang bis zum Ende der Schlinge —, auf mehr als das Doppelte. So wurde die wasserstauende Schlinge zum Hindernis, das die Neiße in einem direkten Durchbruch abschnitt. Binnen kurzer Zeit war ein Riß in der Grasnarbe entstanden, der sich von dem Schlingeneinde aus zusehends vergrößerte. Nachdem erst einmal die widerstandsfähige Grasnarbe beseitigt war, wurde viel schneller, als es durch einen Bagger hätte geschehen können, ein Stück Land nach dem anderen mitgerissen. Wild schäumend schossen die durch Lehm und Ton gelblich-trüben Fluten durch das neugeschaffene Bett. Bäume wurden umgerissen und zwangen das Wasser, sie zu umfließen und neues Land mitzureißen. Ein großes Stück des Dammes an der linken Uferseite wurde vernichtet. In den Einfluß zur alten Schlinge warfen die Fluten Sand- und Schottermassen. So wandelten Naturgewalten ein fruchtbares Acker- und Wiesengebiet in eine Stätte der Verwüstung um. Etwa 7 bis 8 Morgen kostbaren Landes gingen verloren. Durch das neue Bett wurden die Jodler Bauern von ihrem Besitz getrennt. Die Badeanstalt mit dem Sprungturm liegt jetzt 2 m über dem neuen Neißelauf auf einer Sandbank. Die alte Schlinge ist nur noch ein toter Wasserarm, den eine Insel von dem neugeschaffenen Flußbett trennt. Pilzartig hat sich auf ihr ein Rest der Grasnarbe erhalten. Auch oberhalb der Schlinge zeugen die unterspülten Uferbefestigungen und Strudellöcher von der Wirkung der Wassermassen. Seltsam mag es klingen, daß durch das Hochwasser der Fabrik und dem Elektrizitätswerk die vor allem zum Treiben der Turbinen unentbehrliche Wasserkraft genommen wurde. Der neue Flußlauf setzte die beiden Wehre außer Funktion und legte dadurch den Mühlgraben trocken. Von den 90 Arbeitern der Pappfabrik mußten 70 feiern. So erlebten die Penziger ein Naturereignis, wie es sich in Urlandschaften oft abspielte und den Flüssen im Laufe der Zeit ihren heutigen Verlauf gab. Die Natur bleibt nicht stehen, alles ist ein Fließen. Wie beim Hoangho, der jetzt im Brennpunkt des Interesses der deutschen Wasserbauer steht, sah man also auch bei der Görlitzer Neiße, daß trotz aller Regulierungen das eigene Gestaltungsvermögen eines Flusses nicht immer unterdrückt werden kann.



## Schlesiens ältester Wasserturm

Seit unsere Augen mit neu erwecktem Verständnis das Bild der Heimat sehen, mehren sich fast mit jedem Tage die wertvollen Funde aus der Vergangenheit. Leben und Brauchtum unserer Vorfahren werden uns verständlicher, seit wir die Zeugen ihrer Zeit planmäßig auffuchen und erforschen. Das Wissen um Volkstum und Heimat weckt die Quellen der völkischen Kraft, und aus dem Bilde der alten Funde blüht eine neue, vergeistigte Liebe zum Vaterlande.

Aus dem Mittelalter kennen wir wohl Burgen und Wehrmauern; wer aber hätte gedacht, daß man schon damals eine durchaus neuzeitlich anmutende Wasserleitung bauen konnte? Im Weistritzale, unterhalb eines vorgeschichtlichen Ringwallcs, der so viel aus schlesischer Frühzeit erzählen könnte, liegt das alte Klostergut **W ü r b e n** mit einem stattlichen Bauerndorfe. Sehr früh ist dieser Ort von deutschen Rückwanderern am Ende des 12. Jahrhunderts besiedelt worden. Der romanische Kirchenbau mit seinen wuchtigen Sandsteinquadern ist ein Zeuge jenes herben Stiles, der am Anfange des 13. Jahrhunderts den Bauten der Heimat ein stilvolles Antlitz gab. Von Grüssauer Mönchen wurde das Klostergut angelegt, das zum Kernpunkt der deutschen Kulturarbeit geworden ist. Bis zur Säkularisation im Jahre 1810 herrschte der Krummstab über dem Weistritzal. Noch heute zeugen die feinsinnigen Bauwerke, die aus der Barockzeit stammen, mehr noch aber die zierlichen Kunstformen und frommen Bildsäulen vom Schaffen mönchischer Baumeister.

Im Talgrunde, an einem schmalen Bache, der von der Würbenschanze herunterfließt und zur Weistritz eilt, liegt die alte Klostermühle, die heute nicht mehr im Betriebe ist. Ihre Siebelhäuser überragt ein stattlicher, altersgrauer Turm, der das Wahrzeichen der Umgebung bildet. Jener Dreiklang, der von der alten Würbenschanze, der doppeltürmigen Kirche und dem trutzigen Wasserturm gebildet wird, gibt dem Landschaftsbilde einen besonderen Reiz. Dieser Wasserturm, dessen Bruchsteinmauerwerk uns die Bauweise des 14. Jahrhunderts verrät, dürfte der älteste aller Wassertürme in Schlesien sein. Er hatte früher eine sinnreiche Pumpeneinrichtung, die das frische Quellwasser in einen Hochbehälter drückte, der etwa 30 Meter überm Talgrunde lag. Unterirdische Rinnen versorgten das benachbarte Kloster, das auf einer kleinen Anhöhe erbaut war, mit Wasser. Diese Anlage war für die gotische Zeit eine beachtenswerte technische Leistung. Sie zeigt zur Genüge, daß unsere Vorfahren durchaus über ein Maß von Kultur und Technik verfügten, die das Leben erträglicher gestalteten. Zwar der Wasserbehälter, der aus Holz bestanden haben mag, ist heute nicht mehr erhalten; auch das zierliche Barockdach, das einst mit malerischer Haube den Turm abschloß, ist verschwunden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das alte stilvolle Bauwerk durch einen häßlichen Ziegelauflaufbau verhandelt. Seitdem blieb der Turm unbenützt, auch die neuere Druckpumpenanlage ist wieder entfernt worden.

Aus mangelndem Verständnis für den Wert des alten Bauwerkes sollte der Turm abgetragen werden. Durch das Eingreifen einiger Heimatfreunde und des Schlesischen Bundes für Heimatschutz konnte der Abbruch verhindert werden. Zu einer flüchtigen Wiederherstellung hat der schlesische Provinzialkonservator Mittel bereitgestellt, die eine weitere Gefahr der Beschädigung verhindern sollten.

Ein neuer, schöner Gedanke ist aufgetaucht, diesen Turm zu einer Ehrenstätte zu gestalten. Denn in unmittelbarer Nähe liegt Arnsdorf, der Geburtsort Paul Kellers. Seinen Namen soll der Turm künftig tragen, eine Erinnerungstafel wird auf die Bedeutung des schlesischen Heimatdichters hinweisen. So schließt sich der Kreis. Das Andenken an die Frühzeit verbindet sich mit der Ehrung eines berühmten Schlesiens.

Architekt Fritz Wiedermann.



## Einsame Kiefer

Ob unser Wille  
oder ein Vergessen,  
Ob Unsinn  
oder Sinn:  
Du bist  
und stehst  
einsam ringsum!

Dörfer und Städte  
und ihre Straßen,  
Wiesen und Felder,  
rauschende Wälder  
sind unter Dir.

Auch wir.

Und unser Werken  
ist zu klein,  
um Sicht zu sein  
in Deinem Maß  
von Höhe und von Weite!

Der ganze Himmel  
Dein Gesicht!  
Der ganzen Erde Wurzelkraft  
ist Dir  
durch Dich!

Salunten,  
falsgebunden  
ist unser Kampf  
gemeinsam!

Und Du  
so hoch im Licht  
bist einsam!

Ernst Rinner.

## NS-Kulturgemeinde

Wir wollen von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, daß wir gewillt und entschlossen sind, den nationalsozialistischen Kampf für eine starke und schöpferische deutsche Kunst fortzuführen . . .

(Alfred Rosenberg in Düsseldorf.)

Nun haben die Breslauer Theater ihre Spielzeit wieder eröffnet. Es mag sein, daß mancher dieser neuen Spielzeit mit wenig Vertrauen entgegen sieht, weil er in letztvergangener Zeit einige Enttäuschungen, namentlich in den Breslauer Schauspielbühnen, erlebt hatte. Die neue Spielzeit sieht für das Schauspiel neue Kräfte am Werk, die bemüht sein werden, dem Breslauer Schauspiel wieder Namen und Ruf zu geben. Hochkünstlerische Leistungen sollen und müssen das zuwege bringen. Die „NS-Kulturgemeinde“ arbeitet mit all ihren Kräften und Einrichtungen an der Verwirklichung dieses Zieles.

Die zuversichtlichen Äußerungen des neuen Oberspielleiters Hoffmann (der als langjähriger erfahrener Bühnensachmann in Breslau bestimmt am richtigen Ort ist) über die künstlerische Gestaltung des Schauspiels, das, wie schon oben erwähnt, im letzten Jahr vielfach enttäuschte, berechtigen zu großen Hoffnungen.

Die neue Spielzeit wird mit Schillers „Wallenstein“ den Auftakt zu dem künstlerischen Spieljahr geben. Der Spielplan des großen Schauspiels sieht weiterhin den ersten Teil von Goethes „Faust“, Shakespeares „Heinrich IV.“, Hebbels „Agnes Bernauer“ aus der klassischen Dramenliteratur vor. Von zeitgenössischen Dichtern wird von Böttcher „Der Kronprinz“, von Erler „Struensee“ und von Bethge „Hungermarsch der Veteranen“ aufgeführt werden, außerdem steht noch „Der Verschwander“ von Reimund auf dem Spielplan. Als wertvolle und beachtliche und bestimmt zu Erfolg führende Uraufführung ist Walter Stanietz' „Bauernkanzler“ vorgesehen. Das Spiel vom Bauernkanzler Wenzel Hippler ist ein dramatisches äußerst wirkungsvolles und auch dichterisch mit stärksten Mitteln ausgestattetes Erlebnis. Der Opernspielplan, der in der ersten Zeit Mozarts „Zauberflöte“, vorzings „Zar und Zimmermann“, Verdis „Maskenball“ und Puccinis „Boheme“ vorsieht, bringt selbstverständlich auch einige neue Werke heraus. So gelangen in der kommenden Spielzeit von Generalmusikdirektor Heger „Bettler Namenlos“, der mit großem Erfolg uraufgeführt ist, ferner die polnische junge Nationaloper von Moniuszko, „Halka“, und Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“ zu Gehör. Aus dem übrigen bewährten Opernspielplan gelangen u. a. folgende Werke zur Aufführung: Glucks „Orpheus und Eurydike“, Bellinis „Norma“, Aubers „Fra Diavolo“, Adams „Der Postillon von Conjumeau“, Marschners „Hans Heiling“, Pfitzners „Die Rose vom Liebegarten“, „Das Herz“, Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“ und neben bekannten Wagneroperen „Parsifal“ und „Der Ring des

Nibelungen“. Diese angeführten Titel, für die beste Kräfte zur Verfügung stehen, werden den guten Eindruck, den die Breslauer Deutsche Oper bei ihren Besuchern in den letzten Jahren genoß, nur noch vertiefen und verbessern. Der Wettstreit, den die beiden Kunstrichtungen Schauspiel und Oper in der kommenden Spielzeit auszutragen haben, wird für den Besuch immer wieder neuen Anreiz namentlich durch neue und interessante Werke, bieten und somit den Breslauer Theatern auch in finanzieller Hinsicht einen Aufschwung gewährleisten.

Hierzu kommt als wesentlicher Faktor die „NS-Kulturgemeinde“ mit ihren Einrichtungen, die es jedem ermöglichen, für wenig Geld die Aufführungen der Breslauer Theater mit Genuß anzusehen und anzuhören, und zwar wird die „NS-Kulturgemeinde“ in drei Gruppen, drei sogenannten Ringen, ihre Organisation zur Durchführung bringen. Der Schauspielring sieht acht große Schauspiele im Stadttheater und vier Schauspiele im Gerhart-Hauptmann-Theater vor oder aber vier Schauspiele im Stadttheater und acht Schauspiele im Gerhart-Hauptmann-Theater. Der Opernring enthält zwölf Opern im Stadttheater und der dritte, der Große Ring, wird sechs Opern und drei große Schauspiele im Stadttheater und drei weitere Schauspiele im Gerhart-Hauptmann-Theater zur Durchführung bringen.

Die Preise für feste Plätze im Stadttheater für Opern sind:

|                                 |          |
|---------------------------------|----------|
| 1. Rang 1. Reihe . . . . .      | 3,85 RM. |
| 1. Rang übrige Reihen . . . . . | 3,30 „   |
| Orchesterstz . . . . .          | 3,45 „   |
| 1. Parkett und Loge . . . . .   | 2,75 „   |
| 2. Parkett . . . . .            | 2,30 „   |
| 2. Rang 1. Reihe . . . . .      | 2,45 „   |
| 2. Rang übrige Reihen . . . . . | 2,15 „   |
| 3. Rang . . . . .               | 1,60 „   |

Die Preise für feste Plätze im Stadttheater für Schauspiele sind:

|  |          |
|--|----------|
| 1. Rang 1. Reihe Loge . . . . .          | 2,30 RM. |
| 1. Rang Balkon 1. und 2. Reihe . . . . . | 2,30 „   |
| 1. Rang übrige Reihen . . . . .          | 2,10 „   |
| Orchesterloge 1. Reihe . . . . .         | 2,10 „   |
| Orchesterloge übrige Reihen . . . . .    | 2,00 „   |
| Orchesterstz . . . . .                   | 2,30 „   |
| 1. Parkett . . . . .                     | 2,00 „   |
| 2. Parkett . . . . .                     | 1,60 „   |
| Parkettloge . . . . .                    | 1,60 „   |
| 2. Rang 1. Reihe . . . . .               | 1,25 „   |
| 2. Rang übrige Reihen . . . . .          | 1,00 „   |
| 3. Rang Sitzplatz . . . . .              | 0,80 „   |

Die Preise für feste Plätze im Gerhart-Hauptmann-Theater sind:

|                                     |          |
|-------------------------------------|----------|
| Orchesterplatz . . . . .            | 1,75 RM. |
| Loge . . . . .                      | 1,55 „   |
| 1. Parkett . . . . .                | 1,40 „   |
| Mittelbalkon 1. bis 5. Reihe . . .  | 1,30 „   |
| 1. Rang . . . . .                   | 1,05 „   |
| Mittelbalkon 6. bis 10. Reihe . . . | 0,85 „   |
| 2. Parkett . . . . .                | 0,85 „   |

Die Preise für die Verlosungsgruppen sind im Stadttheater für das

|                                    |          |
|------------------------------------|----------|
| Schauspiel . . . . .               | 1,30 RM. |
| für die Oper . . . . .             | 2,30 „   |
| im Gerhart-Hauptmann-Theater . . . | 1,00 „   |

Die „NS-Kulturgemeinde“ wird in engster Zusammenarbeit mit den Breslauer Theatern ihren Mitgliedern hochkünstlerische Darbietungen mit ersten Kräften und besten Inszenierungen vermitteln und dadurch der deutschen Kunst, insbesondere der deutschen Bühnenkunst, wieder Ansehen und Achtung verschaffen.

## Dein Vorteil

ist billiger Theaterbesuch durch die „NS-Kulturgemeinde“. Sie vermittelt dir regelmäßig hochkünstlerische Schauspiele und Opernaufführungen in den Breslauer Theatern, ferner verbilligten Besuch von Konzerten, Vorträgen und Ausstellungen aller Art.

Geschäftsstelle „NS-Kulturgemeinde“, Ortsverband Breslau, Gartenstraße 49, Fernruf 324 22/324 25.

### **Herbst-Neuheiten**

**in Woll- und Seidenstoffen**

für Mäntel, Kostüme Kleider, Komplets

**Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring**



# Verschiedenes · Schrifttum

**Handbuch der deutschen Volkskunde.** Herausgegeben von Dr. Wilhelm Pfeffer, Lieferung 1—7. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Das Bemühen um die Volkskunde gewann nach dem Weltkrieg mehr und mehr an Bedeutung. Die Gewaltmaßnahmen willkürlicher Grenzziehung und die Gefahr des Verlustes aller überlieferten Werte waren wohl Anlaß zu diesem Handeln. Es sollte immer deutlicher aufgemessen werden, was der Vernichtung anheimfiel. Außerdem wuchs in dem Chaos der inneren Wirren das Verlangen nach bodenständigen Säuern. Dadurch rückte das umfangreiche Gebiet in den Mittelpunkt. Freilich fehlte es auch nicht an geschäftstüchtigen Leuten, die daraus eine jahrmarktartige oder revueähnliche Angelegenheit zu machen suchten. Trachten, Tänze, mundartliche Weisen und Heimarbeit waren dieser neuen Gefahr ausgesetzt. Endlich erschienen eine Masse von Volkskunden der einzelnen Stämme, die den Blick für das Ganze, den Gedanken der Zusammengehörigkeit eher trübten als förderten konnten.

Erst allmählich, erst durch die nationale Revolution, wurde die Einheit betont. Die politischen Geschehnisse forderten die geistige Wandlung. Daher bemühte man sich um das deutsche Volkstum schlechthin. Die Verschiedenheit der Stämme, die Besonderheiten einzelner Landschaftsbezirke blieben unangefastet. Aber man sah darüber hinaus die gemeinsamen Grundzüge. Seitdem ist die deutsche Volkskunde ein großes Ziel der wissenschaftlichen Bemühungen. Und jeder wird es begrüßen, wenn ein zuverlässiger Wegweiser durch dieses umfassende Gebiet erscheint.

Das Handbuch der deutschen Volkskunde verspricht, wertvolle Dienste zu leisten. Das lassen schon die ersten sieben Lieferungen in aller Klarheit erkennen. Allein die Namen der Mitarbeiter versprechen, daß die Abhandlungen vieles zusammenfassen und vertiefen werden. Gelehrte aller Wissenschaftszweige, aller deutschen Gauen kommen zu Wort. Prof. Dr. Geisler und Prof. Dr. Klapper vertreten unsere Provinz. Die schlesische Volkskunde von Josef Klapper ist unentbehrlich bei allen heimatkundlichen Arbeiten. Das Handbuch wird eine Fülle seiner Anregungen aufnehmen und für den gesamtdeutschen Raum auswerten. Die Beiträge „Volkstum in der Großstadt“, „Einzeltäger und fahrende Leute“, ebenso „Sprüche, Sprichwörter, Reime, Rätsel“ sind von ihm vorgelesen. Walter Geisler hat das groß-

schlesische Land in verschiedenen Arbeiten dargestellt. Es sei nur an die Abhandlung in den Schlesischen Monatsheften (Februar 1933) erinnert. Dort finden sich weitere Hinweise. In dem Handbuch wird er über „Siedlungsformen“ berichten.

Aber die bisherigen Lieferungen befaßten sich mit anderen Gebieten. Da 37 Folgen vorgesehen sind, dürfen wir noch vieles Wesentliche erwarten. Vor allem ist die Fülle der Bildbeigaben zu begrüßen. Sie fällt schon beim ersten Blättern auf. Und man sieht hier genau wie bei dem Text, daß ganz Deutschland berücksichtigt wurde. Der Herausgeber selbst gibt zunächst einen Einblick in „Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite“. Dabei geht er von der nationalen Revolution aus und umreißt die Grundbegriffe Deutschtum, Volkheit usw. in klarer Weise. Die Geschichte der deutschen Volkskunde und ihrer Methoden werden in den folgenden Aufsätzen erörtert. Hier zeigt sich, wie viele Wissenschaftszweige von diesem Gebiete her neue Anregungen und Vertiefungen erfahren können. Es sei nur an die Verdienste der Romantik, an Männer wie J. Möser oder W. H. Riel erinnert. Die Erdkunde wieder wird angeregt von dem Abschnitt „Der deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums“. Hier begegnen Hinweise auf die Fehler unserer Sprachkarten, die sich nur auf die Statistiken stützen. Oberschlesien und Masuren seien als Beweis dieses Irrweges genannt. Es kann nicht oft genug betont werden, daß die „Beeinflussung der Deutschen auf den Boden“ weit wichtiger ist. Wort und Bild legen deutliches Zeugnis hierfür ab. Die Aufnahmen konnten bisweilen schärfer und noch kennzeichnender wiedergegeben werden. Erst dann ist möglich, was am Schluß dieses Abschnittes gefagt wird: „Die Übersicht der Abbildungen muß die Einzelschilderung ersetzen. Sie kann uns zugleich einen Eindruck der Vielgestaltigkeit und Schönheit deutschen Bodens vermitteln.“

Glücklicherweise sind auch andere Aufsätze reich bebildert. Sie leisten in dem Bemühen um den Eindruck der Vielgestaltigkeit große Hilfe. Das gilt schon für den Beitrag „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit.“ Die nationale Wissenschaft der Vorgeschichte ist erst in den letzten Jahren ganz zu ihrem Recht gekommen. Eine Fülle von Wissenschaftlern und Laien setzte sich damit auseinander, und es war nicht immer leicht, wesentliche und unwesentliche Arbeiten voneinander zu scheiden.

(Vgl. Dr. Rudolf Glaeser „Schwärmgeisteri oder Wissenschaft?“ Schlesiſche Monatshefte August 1934.) Das Handbuch führt ſicher und beſtimmt in den umfangreichen Stoff ein. Man bedauert beim Leſen, daß der Aufſatz noch nicht beendet vorliegt. Leider ſind nur dieſe beiden Viefierungen des erſten Bandes fertiggeſtellt. Später wird er die Einführung in die deutſche Volkskunde umfaſſend enthalten.

Der zweite und dritte Band behandeln „Die Lebensäußerungen des deutſchen Volkſtums“. Hier iſt zunächſt ein oft viel zu wenig beachtetes Gebiet „Arbeitsbräuche in der Landwirtſchaft“ dargeſtellt. Überſicht der Pflanzen- und Tierzonen, Grundriſſe von Bauernhäuſern und Skizzen der Geräteformen beleben den Text. Er umfaßt genau eine Viefierung von 32 großformatigen 4<sup>o</sup> Seiten. Man erſieht an ihm, wie preiswert das Werk geſtaltet iſt. Jede Viefierung koſtet 1,80 RM. Viefier erſte Teil des 2. Bandes enthält 71 Bildbeigaben und eine Überſicht über das Schrifttum. Er entſpricht alſo in allem dem Charakter eines gebiegenen Handbuches.

Einen größeren Einblick kann man ſchon in den letzten Band gewinnen. Von ihm liegen die Viefierungen 1—4 vor. Hier ſind zunächſt die „volkkundlichen Verkehrsmittel zu Waſſer und zu Lande“ behandelt. Stege und Brücken, Bergſtock und Schneeschuh, Traggeräte und Wagenarten ſeien als einige Dinge genannt, die Erwähnung finden. Oft kann natürlich nur in wenigen Sätzen das Wichtigſte umriſſen werden. Dann müſſen aus heimatkundlicher Kenntnis heraus die nötigen Ergänzungen erfolgen. Leider fehlt ein zuſammenfaſſender Überblick über das Schrifttum, der am Ende jedes Beitrages als Wegweiſer vorhanden ſein ſollte. Der Abſchnitt „Volkkunst und Volksinduftrie“ iſt beſonders beachtenswert. Wir erleben heute ein Wiederaufblühen dieſes Arbeitszweiges auf vielen Gebieten. In Schleſien ſei nur an Keramik, Glas, Holzschnittkunst, Leinengewerbe und Spitzen erinnert. Darum kann der Verfaſſer auch mit neuen Hoffnungen der Volkkunst ſchließen. Mehr als 60 kleinere und 3 ganzzeitige Abbildungen bieten neben dem Text einen umfaſſenden Einblick.

Noch zwei weitere Aufſätze über „Tatauierung“ (Tätowieren) und „Volkſtracht“ liegen vor. „Der Bilderreichtum unſerer Tatauierungen iſt ſo zahlreich und ſo mannigfaltig, daß ſelbſt eine umfangreichere Darſtellung nicht erſchöpfend ſein kann.“ Viefier Satz beweist wieder, daß es ſich in dem Handbuch nur um das Grundſächliche, nicht um jede Befonderheit handeln kann. Aber der Aufſatz zeigt treffend, wie dieſe Volkkunst bis zur Gegenwart erhalten blieb und ſelbſt für Schauſtellen der Feſtwieſen ausgenutzt wurde. Allerdings betont der Verfaſſer, daß ſich nur „eine ganz kleine Anzahl von Menſchen zum Gelberwerb tatauieren läßt“. Wir müſſen alſo dieſem Gebiet der Volkskunde auch anderweitig nachgehen. Und hierfür bietet der Aufſatz eine Fülle von Anregungen.

Die Arbeit über Volkſtracht wurde mit Recht von einer Frau übernommen. Die liebevolle Beobachtung und das Vertrauen mit dem Stoff ſind dort am eheſten gewährleiſtet. Der umfangreiche Aufſatz legt deutliches Zeugnis hierfür ab. Er umfaßt bisher zwei Viefierungen und iſt noch nicht abgeſchloſſen. Die allgemeinen Gedanken über „Begriff, Weſen und Entſtehung der Volkſtrachen“ nehmen nur wenige Seiten ein. Dann folgen die einzelnen Landſchaftsgebiete mit mehr als 100 Bildbeigaben. Die ſchleiſiſchen und ſudetendeutſchen Trachtengruppen ſind kurz behandelt. Vor allem wird auf Schönwald bei Gleiwitz, Roßberg bei Beuthen und die ehemalige Standesherrſchaft Pleß hingewieſen. Im Sudetenbezirk ſind das Egerland, die Sprachinſel um Jglau und der Böhmerwald hervorgehoben. Von Niederſchleſien heißt es, daß Volkſtrachten „ſeit Jahrzehnten ſo gut wie erloſchen“ ſind. Man vermißt hierbei einen kurzen Hinweis auf Boyadel bei Grünberg. Auch in der Graſſchaft hat ſich manches erhalten. Aber wieder gilt, daß man das Handbuch als Wegweiſer benutzen ſoll und von hier zu den Einzelheiten vordringen kann. Dabei wird das großangelegte Werk vielen gute Dienſte leiſten. An Hinweiſen auf die folgenden Aufſätze ſoll es in den Monatsheften nicht fehlen.

Dr. A. W.